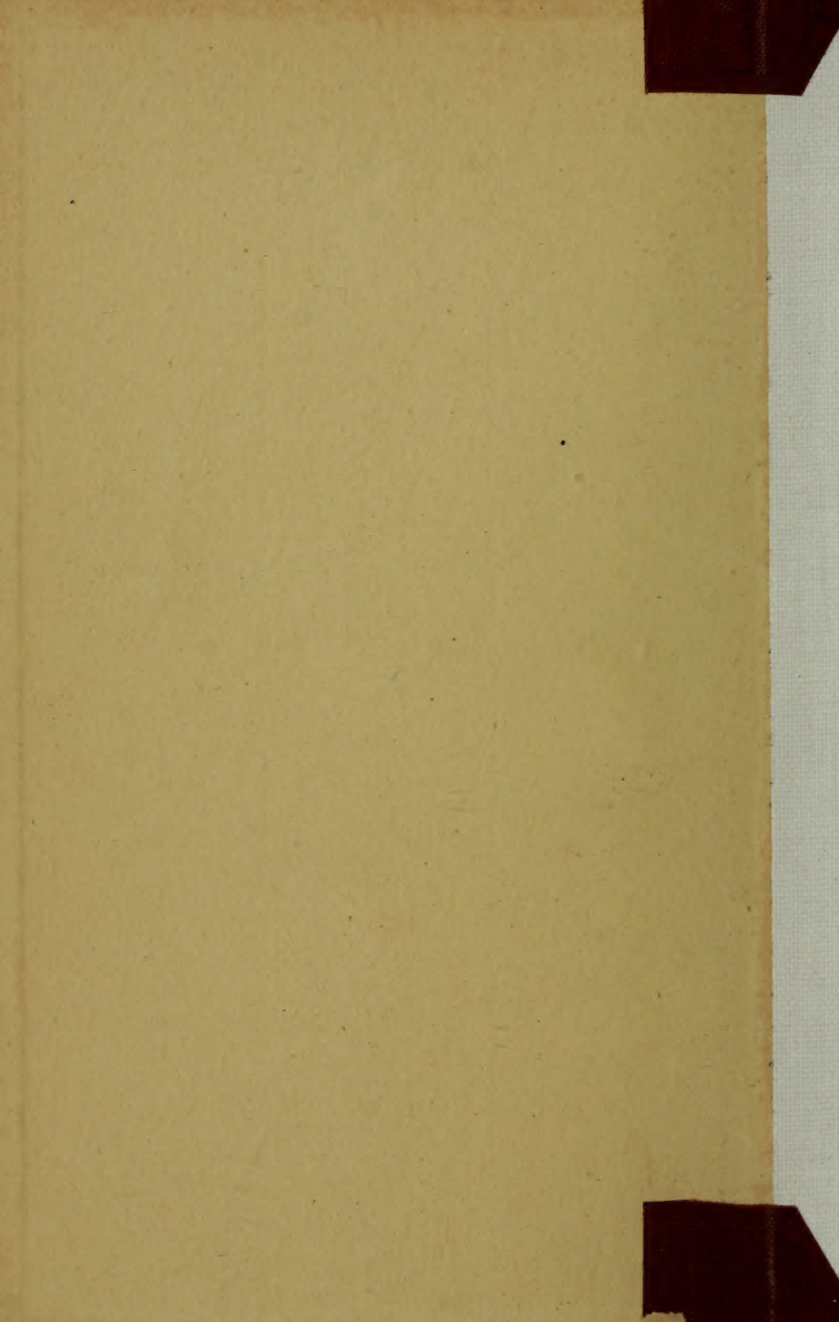


Heinz Tovote

Abschied







Abschied



NOVELLEN V

Von Heinz Tovote sind bis Herbst 1919 erschienen:

Romane

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch	41.–48. Aufl.	M. 5,40
Mutter!	13.–15. Aufl.	M. 5,40
Frühlingssturm	20.–24. Aufl.	M. 5,40
Das Ende vom Liede	23.–27. Aufl.	M. 5,40
Frau Agna	15.–17. Aufl.	M. 5,40
Hilde Vangerow	17.–20. Aufl.	M. 5,40
Fräulein Grisebach	22.–26. Aufl.	M. 5,40
Durchs Ziel	14.–18. Aufl.	M. 5,40

Kleine Romane

Der Erbe	16.–20. Aufl.	M. 3,50
Der letzte Schritt	21.–25. Aufl.	M. 3,50
Sonnemanns	13.–15. Aufl.	M. 3,50

Novellen

Fallobst. Wurmstichige Gesch.	18.–22. Aufl.	M. 3,50
Ich. Nervöse Novellen	18.–22. Aufl.	M. 3,50
Heimliche Liebe	33.–38. Aufl.	M. 3,50
Heißes Blut	25.–29. Aufl.	M. 3,50
Abschied	22.–26. Aufl.	M. 3,50
Die rote Laterne	15.–19. Aufl.	M. 3,50
In der Irre (Leichenmarie)	13.–16. Aufl.	M. 3,50
Klein Inge	13.–17. Aufl.	M. 3,50
Nicht doch!	31.–35. Aufl.	M. 3,50
Lockvögelchen	13.–17. Aufl.	M. 3,50
Nimm mich hin!	21.–25. Aufl.	M. 3,50

Theater

Ich lasse dich nicht! Drei Phasen eines Junggesellendramas	5. Aufl.	M. 3,50

Uebersetzungen

Yvette, v. Guy de Maupassant	11.–13. Aufl.	M. 3,50

Im Originaleinband M. 1,60 mehr.

Ferner:

Zu B'fehl! Geschichte einer scheuen Liebe	M. 3,50
Aus einer deutschen Festung im Kriege	M. 1,–

Heinz Tovote

Abschied

Novellen

Vierundzwanzigste Auflage



Berlin 1919
Dr. Eysler & Co. G. m. b. H.

Frau

Ada Toepffer

verehrungsvoll

gewidmet



Abschied





Als die roten Wände des Rathauses durch das leichte Schneestäuben vor ihr auftauchten, schlug ihr doch ein wenig das Herz. Sie lehnte sich in die Kissen des Coupés zurück, ließ das Buch in den Schoß sinken und starrte, noch unentschlossen, durch die Scheiben auf die helle Straße, auf der es von Wagen und eilenden Menschen hastete.

Dann warf sie das Köpfchen mit der koketten Pelzkapotte schnippisch zurück, klappte das Buch energisch zu und verschloß es in dem kleinen Schränkchen des Wagens, wo allerhand für eine hübsche Frau notwendige Dinge sich befanden, legte die wärmende Pelzdecke beiseite, besah sich aufmerksam in dem Spiegel, um das Haar ein wenig zu ordnen, und nachdem sie noch einen Blick auf die Uhr geworfen, drehte sie das Glühlicht der Glas-

birne ab und wartete, bis der Wagen in der Königstraße hielt und die Thür des Coupés aufging, wie von selbst, durch einen Handgriff des Kutschers.

— In einer Stunde holen Sie mich ab, Georg, ich habe einige Besorgungen zu machen.

Und während die ungeduldigen Pferde wieder anzogen, huschte sie über das Trottoir, mit Mühe durch die sich kreuzenden Fußgänger zu Mitscher & Caspary hinein.

Als sie ihre Bestellung gemacht, ließ sie sich noch ein Glas Portwein und ein Brödchen geben und überlegte noch einmal.

Der Gedanke war ihr ganz plötzlich gekommen, eine jähe Sehnsucht hatte sie erfaßt, ganz unbekannt, so daß sie den Kutscher für die eine Stunde fortschickte.

Sie war doch auch früher schon in diese Gegend gekommen, aber nie hatte sie daran gedacht; rasch war sie an der auftauchenden Erinnerung vorübergehuscht, es sollte vergessen sein; heut aber war der Wunsch in ihr rege geworden, ein brennender Wunsch: noch einmal zurück zu kehren, einmal zurück zu tauchen in die Vergangenheit, um damit für immer Abschied zu nehmen.

Nun schrak sie vor der Gewagtheit ihres Schrittes wieder zurück; dann aber faßte sie sich Mut und trat auf die Straße hinaus.

Der Schnee fiel jetzt ganz dicht, in großen wattigen Flocken, daß sie sich wie im Märchen vorkam, und tapfer schritt sie vorwärts durch halbdunkle, kaum belebte Straßen, wo sie noch jedes Haus kannte.

Nur wenige von den alten Gebäuden hatten hier den neuen großen Magazinhäusern weichen müssen, — neugierig und doch vertraut sah sie sich um, bis sie endlich in einer engen Straße vor einem altertümlichen Hause stand, mit dem großen geheimnisvollen Thorwege. Rechts war eine Weißbierstube, ein altes würdiges Lokal, links wohnte ein Gelbgießer, und in den Fenstern lagen glänzend gelbe Messingmörser und große braunrote Kupferkessel, auf denen das Licht sich seltsam weich breitete.

In die tiefe Stille, die hier herrschte, klang anheimelnd das Glockenspiel der nahen Parochialkirche, und ihr wurde ganz wehmütig, sie kam sich völlig wie in alter Zeit vor, daß sie ohne Bedenken in den großen Thorweg einbog und schon über den schlecht gepflasterten dunklen Hof schritt.

Aus dem Keller des Seitenflügels fiel ein matter gelber Schein, dort wohnte Frau Winter. Sie hätte gern hineingeblickt, ob sie noch lebte und was aus der kleinen Lise geworden war.

Der Glasanbau des Hinterhauses war hell erleuchtet, dort war eine Gipsformerei, und die weißen Gipsflecke besprenkelten sonst den ganzen Hof. Heute deckte das alles der Schnee. Neben diesem Schuppen stieg sie eine Steintreppe hinauf und trat in einen kleinen Flur, der sein Licht aus den oberen Fenstern einer Thür erhielt, die den Treppenzugang zu den Ateliers bildete.

Drei Klingeln waren übereinander, große gelbe Klingelknöpfe; an der Thür hing eine Schreibtafel zwischen zwei kleinen Briefkästen. Sie mußte sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, ehe sie das alte Schild entdeckte. Er wohnte also noch da. Nun erkannte sie auch die grotesken Malereien der Wände und den riesigen Gipsherkules, der hier als Wächter in einer Ecke stand; verstümmelt an Haupt und Gliedern, mühsam zusammengeflickt, war er in der Formerei einmal zusammengebrochen und dann hier zum Gedenken aufgestellt.

Hans Kraus, die mittelste Klingel, so stand auf

der Visitenkarte; in der zweiten Etage hatte sie Lichtschimmer gesehn, also er war zu Hause. —

Einen Augenblick noch blieb sie tiefatmend stehen, dann zog sie die Klingel. Sie hörte deutlich, wie die Schelle droben anschlug, eine Thür ging, der Draht rasselte, und die Treppenthür vor ihr sprang auf. Langsam, ihren schweren Mantel hochnehmend, stieg sie die steilen Steinstufen der turmbauartigen Wendeltreppe hinauf. . . .

Die Thür oben stand halb angelehnt, und ehe sie anklopfte, konnte sie sehen, ob er allein war.

Sie pochte vorsichtig, und auf sein ungeduldiges Herein! trat sie in das Atelier, das ganz im Dunkel lag, nur auf dem einen Tische das Licht einer mit grünem Pappschirm zugedeckten Lampe, in der linken Ecke die rote Glut des eisernen Ofens und rechts, hinter mit nassen Tüchern umwickelten Arbeiten, neben der mächtigen Thonkiste ein Spiritusflämmchen, ein flackerndes blaues Flämmchen unter einer Kasserole, deren leis singender Ton anheimelnd durch das Atelier zog.

Er war mit dem Kocher beschäftigt, und drehte sich erst um, als sie jetzt die Thür hinter sich schloß.

Sie blieb auf der Schwelle ohne Bewegung stehen,

aber er erkannte sie nicht, griff nur rasch mit der Hand an den Hals, um den Rock hochzuklappen, damit man nicht sah, daß er ohne Kragen war, und voller Verlegenheit stotterte er:

— Wollten Sie denn zu mir? . . .

Sie nickte nur, und mit einem hastigen: Entschuldigen Sie bitte! drückte er sich rasch, die Hand immer am Halse und mit der andern die mit Thon und Gips beschmutzte alte Joppe zuhaltend, um die Büsten herum und schlappte mit den ausgetretenen Schuhen in das kleine Nebenzimmer, wo er nun wild polterte und in der Dunkelheit offenbar eine Cigarrenkiste umwarf. Darin hatte er wahrscheinlich wie früher seine Kragen.

Sie mußte über seine Verlegenheit lächeln, wie der gute Kerl in tötlicher Ueberraschung, ohne sie zu erkennen, erst da gestanden und nun weggelaufen war.

Sie sah sich in dem halbdunklen hohen Raum um. Es hatte sich eigentlich nichts geändert: vor dem großen Atelierfenster hing noch der Vorhang von grauem Leinen, den kannte sie genau, denn sie hatte ihn vor Jahren gekauft und mühsam mit der Hand zusammengenäht, der gestickte Läufer auf dem Triumpfstuhle war ein

Weihnachtsgeschenk, unfertig gegeben und dann nie fertig geworden.

In der Mitte des Raumes stand eine flache Kiste, ein alter farblos gewordener Teppich darüber, auf den Sitz ließ sie sich jetzt nieder, zwischen zwei hohen Modellierböcken, wo sich, nach den Umrissen der feuchten Tücher, offenbar Büsten in Arbeit befanden.

Der niedrige Modelltisch behagte ihr, weil sie dort im tiefen Dunkel saß. Das Atelier war sonst nüchtern kahl, nur die eine Ecke links vom Fenster war künstlerisch arrangiert, an der Wand hingen alte bunte Shawls; und aus Kisten mit darüber gelegten Pferdedecken, die wieder ein Teppich verhüllte, hatten sie einst eine Art Divan gebaut. Einige Bilder, Arbeiten von Freunden, ein zerbrochener Gipsfries und auf den rohen Wandbrettern allerhand alte und neue Abgüsse, das war die ganze Ausstattung, genau wie vor sechs Jahren.

Die Glocke schlug an, ein blechernes Klingeln, und der Draht rasselte hinter her. Nun kam er eilends aus der Thür des Nebenzimmers und trat mit einem: Entschuldigen Sie, bitte! auf den Hebel, der am Fußboden neben dem Vorhange sich befand und durch den dann unten die Treppenthür aufsprang.

— Es ist nur die Kleine vom Portier, setzte er eilfertig hinzu, indem er hinaussah, wo langsame Kinderschritte die Steintreppen heraufkamen.

Die hatte er vorhin offenbar erwartet, als sie ihn überrascht hatte.

Es war die Lise, jetzt ein Mädchen von elf Jahren, groß und blond, die für ihn eingeholt hatte, ein kleines Packet und eine Flasche Spiritus, womit er herein kam. Hastig packte er es beiseite. In dem Topfe über der Spiritusflamme brodelte es und der Deckel klapperte, daß er, noch immer ohne sie recht anzusehen, hineilte, um die Flamme zu löschen.

— Das wird wohl Erbssuppe? — Ich will aber nicht stören — das möchte ich nicht.

Sie hatte es gesagt, weil sie es vor Herzklopfen nicht länger aushielt.

Hastig fuhr er herum, daß ein Löffel zur Erde fiel, ging rasch auf sie zu, stockte wieder, — dann riß er den Schirm von der Lampe, daß das helle Licht sie traf, und da erkannte er sie.

— Annchen, aber Annchen! . .

Ihre beiden Hände hatte er erfaßt und zog sie

näher an das Licht, der das Blut in die Wangen gestiegen war.

— Annchen! . . . .

Blutrot stand sie vor ihm, und sie fühlte durch die Handschuhe die heiße Wärme seiner Finger. Ihre Blicke gingen erst links und rechts an seinem Kopfe vorbei, sie hätte sich nun am liebsten los gerissen und wäre davon gelaufen, — dann sah sie ihm rasch und fest in die Augen, und nun wußte er wieder vor Verlegenheit nicht, was er thun oder sagen sollte.

Der blecherne Deckel auf dem Wassertopfe klapperte immer lauter dazwischen, das überkochende Wasser floß in den Spiritus, daß eine helle Flamme hochschlug.

Aber sie standen nur und sahen sich lachend und doch verlegen an.

— Also vergessen bin ich nicht? . . . .

— Aber Annchen!

— Das Wasser kocht über, soll's Erbssuppe werden?

— Das weißt — das wissen . . . das . .

— Du! — ja, das weiß ich noch, wundert's dich.

— Darf man denn noch du zu dir sagen? . . .

Er stand neben ihr und fuhr mit der Hand leise

über den feinen Pelz ihres Mantels, das fühlte sich so weich an, daß es ihm wohl that.

— Mach schon — mach schon, das ganze Wasser verkocht ja sonst. Wenn du willst, kannst du mir dann eine Tasse Thee geben.

— Aber gewiß.

— Hilf mir aus meinem Pelze.

Er nahm ihr den schweren Mantel ab, und das Gesicht hineinpressend atmete er tief:

— Wie gut das riecht.

Er wußte nicht, wo er damit hin sollte, bis er einen Stuhl fand, mit der Hand ihn abwischte und den Pelz hinlegte, während sie an den glühenden eisernen Ofen trat und mit der feinen Goldkette spielte, die sich um ihren Hals schlang.

Er riß die Schublade des Tisches auf, daß alles darin polterte; und sie mußte lachen, als sie rasch an ihn herantrat, weil er die Unordnung darin vor ihr verbergen wollte. Da polterten wie früher Messer, Gabel und Löffel zwischen einem Stück alter Mettwurst und einer in Papier nur noch halb eingewickelten zerkrümelnden Erbswurst; das Päckchen Thee, das seinen

Inhalt zerstreute, lag mitten in einem Häufchen Salz, und ein paar Stücke Zucker und zusammengeknautschtes Einwickelpapier waren in eine Ecke gestopft.

Er sah sie von der Seite an und lachte mit, obgleich er sehr verlegen war; denn wie sie neben ihm stand, in dem schweren dunklen Kleide mit der überfallenden Blouse, was ihrer schlanken Figur ausgezeichnet stand, so elegant und vornehm, wurde er ganz verschüchtert. Aber dann sagte er sich, daß es ja sein Annchen war, vor langer Zeit sein kleines Annchen, und so holte er denn die Tasse mit dem breiten Goldrand heraus, von der der Henkel abgeschlagen war, und die Untertasse gab es auch nicht mehr, die war längst Gott weiß wo, ein kleines weißes Tellerchen that dieselben Dienste.

Er hielt ihr die Tasse hin und fragte:

— Kennst du wohl nicht mehr?, was? . .

Sie zog die Augen ein wenig zusammen und dann gings wie ein Leuchten über ihr blasses, feines Gesicht:

— Doch! — ja — ich weiß — die habe ich doch mal in Weißensee gewonnen.

— Ja, sagte er, ganz in der ersten Zeit.

— Ja, es war an einem Sonntage, ich hatte mir

einen neuen Hut gemacht, mit rotem Mohn, der dir so gut gefiel, und noch zwei Freunde von dir waren mit. — Und beim Feuerwerk am Abend hieltest du dir immer die Ohren zu, und in einem ganz dunklen Kremser, in dem es wie toll durch die Lederdecke herein regnete, fuhren wir nach Hause, weißt du noch?

Sie lächelte, dann schob sie ihn fort:

— Koch dir schon dein Abendbrot und mach mir ein bischen Thee. Sieh, mit dem Kleide kann ich nicht gut, sonst würde ich's thun. Ich glaube, ich könnt's noch.

— Nein — nein, ich mach's schon selber, ich bin nämlich eben erst nach Haus gekommen — es ist mein Mittag, ich frühstücke immer nur und koche mir dann abends, wie früher auch.

— Wie früher, ja. Also, laß dich nicht stören . .

Er hantierte aufgeregt an seinem Spirituskocher herum. Sie sah sich derweil das Atelier an. Es war wirklich wie früher, als seien die sechs langen Jahre gar nicht gewesen, nur staubiger war alles und in Unordnung, sie hatte früher eben besser dafür gesorgt, als Frau Winter jetzt.

Sie ging an den Vorhang, der halb vor dem großen Atelierfenster hing, schob ihn ganz beiseite und sah hinaus. Ueber dem Dache eines kleinen Hauses konnte man drüben das große Fabrikgebäude sehen, und, wenn man horchte, auch das dumpfe Surren der Maschinen hören.

Dort im dritten Stock blickte man in alle Fenster, und in dem grellen elektrischen Lichte sah man die Mädchen an der Maschine stehen und die Pappkartons zuschneiden und die Schachteln heften oder kleben.

Es legte sich auf sie mit schwerem dumpfen Druck, wenn sie an die schwüle Dunstwärme dachte, an den scharfen Geruch der frischen Pappe und den widrigen Geruch des abgestandenen Kleisters.

Dort hatte auch sie zwei Jahre an einem Tische gestanden und gearbeitet. Von ihrem Platze aus hatte sie immer das helle Atelierfenster gesehen und bei dem Gedanken, daß dort ein Künstler wohnte, war eine eigene Befangenheit über sie gekommen, als sei das ein Mensch aus einer ganz andern Welt als die ihre.

Manchmal im Sommer hörten sie das Geklimper der Guitarre und wie mehrere Männerstimmen lustig dazu sangen, zuweilen auch sah sie seinen Kopf zwischen

den Gipsabgüssen, die am Fenster auf einem breiten Simsbrette standen.

Einmal hatte sie ihn am Abend, als die Fabrik aus war, auf der Straße gesehen, aber er war achtlos zwischen ihnen durchgegangen, bis sie ihm endlich auffiel; da war er stehen geblieben und hatte ihr nachgeblickt.

Sie hatte ihn groß angesehn, und so dachte sie, that er es nur, weil sie ihn zuerst angelächelt hatte.

Aber am nächstfolgenden Tage stand er wieder vor dem Hause und nun lachten sie sich an; eines Abends stieg er ihr nach, er blieb beständig hinter ihr, bis sie ganz unruhig wurde; und in ihrer Gegend ging sie schneller, sie lief fast nach Hause und war sehr aufgeregt, den ganzen Abend.

Die Mädchen neckten sie bald mit ihm, und sie sah einmal wie er mit einem Opernglas forschend zu ihr herübersah; endlich sprach er sie an, und dann nahm die Geschichte den gewöhnlichen Verlauf.

Die Sehnsucht verzehrte sie, sein Atelier zu sehen, und als sie eines Tages zu ihm kam, hatte sie soviel zu fragen und zu besehen, daß ihnen zu nichts sonst Zeit blieb.

Wochenlang zog sich das so hin, manchmal kam sie auch in der Mittagspause auf einem Umwege zu ihm heraufgesprungen, wenn er daheim war. Des Sonntags fuhren sie nach irgend einem Lokale der Oberspree, meist allein, manchmal mit Bekannten von ihm; und eines Abends, nachdem sie sich lange gegenseitig gequält hatten, gab sie sich ihm hin, in ihrer siebzehnjährigen Unschuld, an die er nicht recht hatte glauben wollen, und vor der er sich dennoch beinah gefürchtet hatte.

Seitdem gingen sie mit einander; und als sie mal zu Hause großen Aerger gehabt bei der Stiefmutter, die es mit einem der Schlafburschen hielt, der trotzdem auch ihr beständig nachstellte, blieb sie bei ihm; ihre ältere Schwester schaffte heimlich ihre wenigen Sachen her, und nun lebte sie ganz bei ihm, aber ging noch immer ihrer Arbeit nach, bis auch das eines Tages aufhörte.

Dort auf dem Sims über dem Ofen, wohin die rote Glut der knisternden Kohlen eben noch schlug, stand eine feine schlanke Figur, zu der sie ihm Modell gesessen, eine egyptische Wasserträgerin.

Es hatte einen langen Kampf gekostet, bis sie,

die seit Wochen intim mit ihm lebte, sich dazu verstand, und sich mitten im hellen Lichte des Ateliers, nur ein Tuch um die Hüften, hinstellte.

Beinah hätten sie sich entzweit, weil er sie garnicht begriff, weil sie nicht verstehen wollte und konnte, daß ihn als Künstler ihre Nacktheit kalt lassen würde.

Endlich als sie seine Qual sah, wie er mit der Figur sich mühte, wie er sich ein Modell, das eines Mittags kam, für den folgenden Tag bestellte, ließ sie ihre Vorurteile fallen, um der Eifersucht zu entgehen.

Aber sie war immer bald müde, oft wenn er gerade in der besten Arbeit war; schließlich ging sie mit seinem Eifer mit, als die Gestalt Form gewann, als sie sich erkannte in dem nachläßig zurückgebogenen Oberkörper, dem freien stolzen Busen und den schlanken Armen, auf die sie immer schon stolz gewesen war.

Sie kleidete sich bald anders, trug das Haar, das sie schmählich vernachlässigt hatte, nach seiner Anordnung, und nichts an ihr erinnerte mehr an das kleine Pappmädchen aus der Fabrik.

Er hatte von einem Onkel eine geringe Summe geerbt, und so konnten sie sich ein paar Extraausgaben

gestatten, wenn sie auch daheim noch immer mehr als bescheiden lebten; nur stand Erbswurst damals seltener auf der Tagesordnung.

Die Wasserträgerin brachte ihm den ersten, wenn auch bescheidenen Erfolg, nur war die Figur zu zierlich, als daß er gewinnbringend wurde.

Sie aber war nicht wenig stolz darauf, daß es ihr Körper war, der ihn zum ersten Male bekannt gemacht.

Daheim in dem Arbeitszimmer ihres Mannes — es kam ihr ganz eigen vor, wie sie hier in dem Atelier, wo sie immer nur das schlecht angezogene kleine Annchen gewesen war, jetzt an ihre stolze Villa dachte, es imponierte ihr fast, daß sie sich sagen konnte: meines Mannes, — stand ein kleiner Abguß, und sie hatte ein fast krankhaftes Vergnügen daran, wie niemand etwas davon wußte, und wie doch in ihrem neuen Leben ein Stück der eigenen Vergangenheit sich fand, und kein Mensch, der etwas ahnte; als sie eines Tages bei Bekannten im Salon die kleine Figur wieder fand, erschrak sie erst, aber dann erzählte sie, daß sie ein gleiches Exemplar besitze, und ein kleiner Kreis bildete sich um das Kunstwerk, man plauderte und

kritisierte die zarten Formen des Mädchens, das mit herabfallenden Armen das Tragholz der am Boden schleifenden Krüge hinter dem Rücken hielt, sodaß alle Linien des schlanken Leibes keck hervortraten.

Das war für sie ein berauschend aufregender Moment gewesen, daß sie sich hoch aufgereckt hatte, während es ihr siedend heiß durch die Adern schoß, — und wie im Traum hatte sie das Atelier vor sich gesehen, wo sie damals, nur ein Tuch um die Lenden gegürtet im hellsten Lichte gestanden hatte, während er mit seinen Modellierhölzern eifrig an dem grauen Thon herumbosselte, schweigend, fast nervös, so daß sie es endlich begriffen hatte, wie sie dann nur eine Form für ihn war, und nicht das Annchen, das er mit seinen wilden Liebkosungen anfangs erschreckt hatte, bis sie ihn in erwachender Sinnestollheit übertraf. —

Wie kühl und ruhig sie ihn sich jetzt betrachtete, der seinen Teller auf den Tisch gestellt hatte, sich sein Brot in die Suppe brockte, und ihr die Theetasse auf einen leeren Drehschemel stellte.

Er schnitt sich also noch immer die großen Stücke Schwarzbrot in die Suppe, und sie kniff die Augen ein

wenig zu, denn er schlürfte ganz wie früher, nur hatte sie ehemals nicht Acht darauf gegeben oder auch wohl sich daran gewöhnt gehabt.

Und während sie an die alte Zeit dachte, sprach er jetzt und, hantierend und kauend, erzählte er auf ihre Fragen, wie es ihm inzwischen ergangen war. Er arbeitete im Atelier eines großen Tieres, dem allemöglichen großen Konkurrenzen zugeschanzt wurden, für den er Entwürfe machte und wie ein Sklave schuftete, für ganze fünf Mark den Tag, aber erst seit kurzem bekam er soviel, seitdem er einmal hatte weggehen wollen.

Anfangs hatte er gar nur einen Thaler gekriegt und war zu eigenen Arbeiten garnicht gekommen. Jetzt hatte er sich die Geschichte eingeteilt, sodaß er auch am Tage ein wenig Zeit für sich behielt.

Sie sah sich, indem sie ihm zuhörte, um. Zwischen den beiden Thüren hingen zwei paar Sandalen und allerhand Gewänder. Eine Erinnerung an das erste Künstlerfest, das sie zusammen mitgemacht und wo sie beide Aufsehen erregt hatten. Wochenlang hatten sie eifrig daran gearbeitet, sich die Kostüme zu verfertigen, dann

waren sie aber auch das originellste Paar gewesen, von dem alle Zeitungen Notiz nahmen. Das hatte ihr am besten gefallen.

Anderthalb Jahre fast kannten sie sich, und auf dem Künstlerfeste, wo er ihrer ganz sicher zu sein glaubte, entglitt sie ihm.

Ein Modemaler, von dem sie schon viel gehört, stellte ihr eifrig nach, und da Hans Kraus von Freunden und einer Schaar Bacchantinnen ihr entführt war, ging sie mit dem soupieren, und seine ganze weltmännische Art bethörte sie. Er schien ihr so elegant und verführerisch, und weil es sie reizte einmal ein großes Maleratelier zu sehen, war sie zu ihm hingegangen, und er hatte sie dies erste Mal ganz wie eine Dame behandelt.

Später hatte sie ihm zu einer Skizze gesessen und eines Tages, als sie sich über Hans Kraus beklagte, der anfing eifersüchtig zu werden und sie mit gutgemeinten Moralpauken langweilte, ging er keck auf sein Ziel los. Leicht war sie nicht zu gewinnen, aber endlich nach einer heftigen Scene mit Hans lief sie davon. Sie kam am Abend nicht zurück. Er stand bis nach Mitter-

nacht vor dem Hausthore, er suchte alles ab, aber sie blieb verschwunden.

Acht Tage später schrieb sie ihm einen Brief aus Schweden, wo sie mit dem Maler war.

Es kamen noch ein paar Briefe, sehr nett geschrieben, er warf sie erst in die Ecke, dann las er sie wieder, und endlich that es ihm leid, daß er ihr nicht antworten konnte.

Eines Tages im Herbste, während in den Straßen dicker undurchsichtiger Nebel lag, war sie zu ihm heraufgekommen, ganz wie heute; und als er sie stolz hatte hinausweisen wollen, hatte sie ihn ausgelacht und ihn einfach beim Kopf genommen, und da er sich die Tage vorher in Gedanken viel mit ihr beschäftigt hatte, so gab er nach, und am liebsten hätte er darauf losgeweint, als er sie im Arm hielt, — aber sie verbreitete eine solche Freude um sich und war so ausgelassen, ihn wieder zu haben, daß er auf ihren muntern Ton mit einging.

Es hatte ihr ja wirklich schon am nächsten Tage leid gethan, daß sie so von ihm fortgelaufen war, aber dann war's zu spät gewesen, und die Reise nach

Schweden lockte sie auch, und da sie doch mal fort war, hatte sie es eine Zeit ohne ihn versuchen wollen. Das war garnicht so einfach, denn der andere war im Grunde ein langweiliger Herr und von sich zu eingebildet — aber Geld hatte er, und es war ihr gut gegangen wie nie in ihrem Leben, das hatte ihr doch zu sehr gefallen — immer in den ersten Hotels, und jeden Wunsch konnte sie sich erfüllen.

Aber oft hatte sie sich doch nach ihm gesehnt und nach dem engen Atelier und dem noch engeren kleinen Nebenzimmer, wenn sie in den großen Betten der hohen Hotelzimmer gelegen hatte und sich gelangweilt.

Nun war sie ja wieder da, hatte ihn noch immer lieb, und sie hatten das Wiedersehen gefeiert auf ihre Art, und als er sie spät in der Nacht heimbrachte, denn sie mußte nach Hause, da schwor sie ihm alles zu, was er wollte; sie log, daß der andere sie nie wieder anrühren solle, was er so wie so fast nie mehr that, aber sie wollte ihm weiter Modell stehen, denn das war zu schade, daß sie ihr gutes Leben aufgeben sollte, — und ihm ging es doch zu schlecht und in die Fabrik, das sah er wohl selbst ein, konnte sie nicht zurück.

So lebte sie denn da draußen und kam zu ihm als Gast, so oft es ging — denn sie hatte ihn wirklich lieb.

Sie stand ihm auch zu einer Halbfigur: Träume, und sie kamen soweit ganz gut mit einander aus, nur daß er unter der beständigen Qual litt, wie sie einem anderen gehörte. Einmal hatte er sie im Theater getroffen, das hatte ihn für acht Tage unglücklich gemacht.

Und wieder nach einem Jahre schrieb sie ihm aus Paris, und von Zeit zu Zeit kam eine Karte, einmal aus Italien, aus Kairo, aus Spanien und dann wieder aus Frankreich.

Jedesmal war er die folgenden Tage in Unruhe. Dann kam nichts mehr, seit zwei Jahren kein Wort; nie hatte er wieder von ihr gehört, er hatte auch niemand, der sie kannte, mit dem er über sie schwatzen konnte. So hielt er sie denn für verschollen.

Nun saß sie wiederum vor ihm; und es schien ihm ganz selbstverständlich, daß sie da war. —

Er hatte sein Geschirr abgeräumt und sich eine Flasche Bier eingeschänkt.

Sie saß noch immer mit ihrer großen, goldgerandeten

Tasse da, die sie nicht angerührt hatte, und sah sich um mit einem alten Heimatsgefühl, das aber immer blasser und blasser ward. Denn wie sie ihn betrachtete und dann in dem schräg an der Wand hängenden Spiegel sich hier sitzen sah in dem dämmerigen Atelier, hinter sich die in nasse jetzt leicht dampfende Tücher eingehüllten Arbeiten, — wie sie sich in ihren modischen Kleidern sah und das leichte rascheln ihrer seidenen Unterkleider fühlte, ward ihr alles immer fremder, und ein quälendes Gefühl des Unbehagens mischte sich in ihre anfängliche Freude, daß sie hier heraufgekommen war.

Sie wollte ihn etwas fragen, aber nun traute sie sich kaum, ihn mit Du anzureden, und hatte doch nicht die Kraft aufzustehen und einfach fortzugehen. So fragte sie ihn denn, was das für Arbeiten seien.

Er rückte die Lampe, nahm vorsichtig die nassen Fetzen ab, — das eine war eine Portraitbüste, die fand sie sehr gut, nur ein bischen nüchtern im Ausdruck, das andere war ein Wandbrunnen mit einer Quellnixe.

— Die Nixe ist wohl ganz aus dem Kopfe gemacht.

— Bis jetzt ja — ich finde ja kein Modell.

Sie sahen sich an und sie verstand ihn, sie sah es ja an allem, was er gearbeitet hatte, daß er dabei einzig an sie gedacht hatte, daß die Erinnerung an ihren Körper immer wieder durchbrach, daß er darnach suchte, die Linien zu finden, ohne daß es ihm je wirklich gelang.

Sie standen beieinander, sie war jetzt fast so groß wie er, der sich garnicht verändert hatte, noch immer der hübsche, kräftige Kerl mit den treuen Augen, die nicht von ihr ließen. Sie wußte, wie sie viel schöner geworden war, sie sah es an seinem Gesichte, wie sie auf ihn wirkte, er hob ein wenig die Hände, aber er hatte nicht den Mut sie auszustrecken, — und ganz ruhig sagte sie:

— Dir fehlt wirklich nur ein gutes Modell — schade, daß ich verheiratet bin.

— Verheiratet? —

Seine Hände fielen herab, und er starrte sie an.

— Ja, sagte sie, wußtest du das denn nicht, seit anderthalb Jahren doch.

Und sie erzählte, welch glänzende Partie sie gemacht hatte . . .

Nun waren sie beide still. An den Fenstern flockte der Schnee jetzt ganz dicht herab, man hörte das Pfeifen der Fabrik, und sie standen und sahen sich an, sahen sich unausgesetzt, wortlos fragend an.

Sie lächelte fein überlegen, weil sie ihm das so unerwartet beigebracht hatte, — der ganze Triumph ihres Lebens lag darin.

Hier hatte sie angefangen, drüben von der Fabrik war sie herübergekommen, ein paar Jahre der Bohème hatte sie hier durchlebt — und während er der arme unbekannte Künstler geblieben war, der für einen anderen sich um Sündenlohn schuften mußte, der in diesen armseligen Räumen sein Leben hinquälte und kaum was kannte von der Welt da draußen, — mit all seinem stolzen Talent, seinem Können, seinem Fleiß und dem fieberhaften Ringen es zu nichts gebracht hatte, der auch nicht einen Schritt weiter gekommen war — hatte sie die Welt durchreist, war sie, einzig durch ihr bischen Schönheit, durch nichts anderes als durch den Reiz ihres schönen Körpers, eine Stufe nach der anderen emporgehoben, bis sie nun die Frau eines reichen Mannes war, der ihr alles zu Füßen legte. Jeden

Wunsch konnte sie sich erfüllen; sie hatte ihre Villa im vornehmsten Berlin, sie hatte Pferde und Wagen, niemand fragte nach ihrer Vergangenheit; sie war eine Dame geworden, sie hatte alles erreicht, was eine Frau überhaupt erreichen konnte, — und vor ihr stand ein Stück ihrer Vergangenheit, genau wie sie es verlassen hatte.

Er war nicht um Haaresbreite vorwärts gekommen: in den alten ausgetretenen Schlappschuhen, ohne Kragen, mit der abgetragenen Joppe, an der alle Knöpfe fehlten, kochte er sich noch immer selbst seine Erbssuppe, ein Essen, mit dem der letzte Arbeiter nicht zufrieden war.

Da hatten es die Leute in der großen Mühle ihres Mannes wirklich besser, die brauchten sich nicht so zu schuften und lebten eben so gut, hatten wohl gar noch mehr vom Leben als er.

Und wie nun sein Blick scheu über ihre elegante Toilette glitt, von dem zierlichen Hute bis zu den eleganten Lackstiefelchen ihres schmalen Fußes, den er so oft modelliert hatte, weil er so zierlich fein war, da fühlte er plötzlich den Unterschied zwischen dem, was er nie erreichen würde, er mit seinen dreißig Jahren, der bald zu den

Alten zählte, und dem, was sie dagegen erreicht hatte, allein mit der Schönheit ihres Leibes, den er entdeckt hatte, den er mit seiner Kunst geadelt hatte, der ihm gehörte — und eine wilde Gier überfiel ihn: er wollte sein Eigentum, er wollte sie wieder haben, die sein war — und mit einer fast rohen Bewegung seiner Hände griff er nach ihr, mit irren Augen, die sie erschreckten — aber sie kannte das Gesicht und sie war gewandter — mit einer raschen Seitenbewegung entglitt sie ihm und stand jetzt im vollen Lichte ganz ruhig, die Hände unwillkürlich leicht an die Hüften gelegt.

Die Bewegung entging ihm nicht, und ehe sie noch ein Wort sagen konnte, hatte er begriffen.

Er faßte sie, ernüchtert, ganz leicht und vorsichtig am Arm, drehte sie ein wenig, und während sie blutrot ward, glitt sein Blick an ihrer Figur hinab. —

Dann freilich —

Sie sah ihn halb verlegen, halb stolz an, sie hatte ja gewußt, das war ihr bester Schutz; und etwas müde und erschreckt setzte sie sich in den alten Korbsessel dicht am Ofen, daß die rote Glut flackernd über sie hinhuschte.

Es war ganz still, nur das Knistern des Feuers,

und jetzt fielen ein paar Kohlen aus dem Rost und rollten glutrot ins Zimmer, daß er die schwehlenden mechanisch mit dem Fuße zurückstieß.

Er sah sie an, wie sie mit blassem Gesichtchen da vor ihm saß, und ein plötzliches Weh befiel ihn, daß dieser schlanke Körper entstellt werden sollte, und daß sie ihm nun für immer verloren war; und ihm schien als müsse er damit allem entsagen, was ihm lieb gewesen, — als sei es seine Kunst, sein ungetreuer Ruhm, seine Jugend, die ihm entglitten, die ihn verließen, von denen er Abschied nehmen sollte.

Ein jammervolles Ohnmachtsgefühl brach seine Kraft, und er lag vor ihr, das Gesicht auf ihren Knieen, sich an sie klammernd mit heißem Schluchzen, daß sie sich den Handschuh abriß und durch seine wilden lockigen Haare fuhr, schmeichelnd nervös, um ihn zu beruhigen, während ihr vor Mitleid selbst die Thränen kamen, — und dabei hatte sie das Gefühl der Ueberlegenheit, wie sie ihm auch jetzt noch alles war, indeß sie weit über ihn hinausgewachsen war.

Mechanisch immerzu fuhr sie ihm über das Haar, während sie über ihn weg sah nach dem Fenster, wo

die spielenden Schneeflocken tanzten. Sein wild schluchzender Atem durchzitterte sie; eine drückende Last lag sein Kopf auf ihren Knieen, und seine große schwere Hand krampfte sich in ihren Aermel. Ihre Blicke hafteten auf diesen breiten Fingern, die rissig waren von der Arbeit mit dem nassen Thon, schwarze tiefe Risse, von der Kälte aufgesprungen, — und doch hatten diese breiten Finger die zierlichen Figuren hervorgezaubert; sie wußte, wie er das Modellierholz fast immer im Munde hatte und nur mit den Fingern arbeitete.

Sie sah auf ihre schlanken weißen Hände, mit den rosigen wohlgepflegten Nägelchen, dann richtete sie ihn an der Stirn auf, denn er lag schwer in ihrem Schoße; er stand müde auf, und nun sah sie nach der Uhr.

— Ich muß fort, mein Wagen wartet.

— Warum hast du die Droschke nicht fortgeschickt, ich hätte dir doch eine besorgt!

Sie dachte schon an ihr seidengefüttertes Coupé, wie behaglich elegant es darin war.

— Nein, sagte sie, ich habe mein eigenes Coupé! Dazu nickte er nur.

— Ich sehe dich wohl nicht wieder? . . .

Der gebrochene Ton that ihr leid, und sie antwortete:

— Es ist nicht so leicht, aber ich will mal sehn — vielleicht . . .

Und sie wußten beide, daß es hieß: nie wieder!

Schweigend half er ihr in den schweren Pelz — und als sie so in dem weiten Mantel ganz sicher vor ihm stand, blieb von dem Annchen nichts mehr; da war sie wieder völlig Dame, ganz die vornehme Frau, die in ihrem Wagen hergekommen war, einen Besuch in einem Bildhaueratelier zu machen.

Der große Mantel deckte sie völlig, nur ihr blasses Gesichtchen schaute daraus hervor, und mit den klugen Augen glitt sie Abschied nehmend durch den ihr jetzt ganz unfreundlich scheinenden Raum; das Feuer war herabgebrannt und glimmerte nur noch in dem schwarzen Ofen, und ein feuchter harter Dunst von nassem Thon hing atemraubend in der Luft.

Sie hatte sich den Handschuh wieder angezogen und raffte den Pelz zusammen. Sie hatten sich garnichts mehr zu sagen, aber sie sahen sich noch immer an, und sie hatte nicht den rechten Mut, einfach zu gehen.

Aber dann gab sie ihm endlich, fast flüchtig die Hand, und sie sagten sich matt: Adieu!

Er öffnete ihr die Thür; der runde Turmbau der Treppe lag vor ihr, er hielt ihr an der Thür die Lampe, denn erst etwas tiefer war das erste Licht, und er wollte sie begleiten, aber sie wehrte ab:

— Danke schön, ich finde auch so, ich kenne ja die Treppen.

So blieb er denn stehen, hielt die Lampe hoch und sah ihr nach, wie sie an der Wand hin, wo die Stufen breiter waren, sich hinuntertastete, die kalten harten Steinfliesen hinab.

Drunten im dunklen Flur stand sie eine Weile, das Herz schlug ihr und der Wind fegte die Schneeflocken durch den hohen Hof herab in ihr Gesicht. Dann raffte sie den Mantel zusammen und tappte über den dunklen Hof. Links leuchteten die Fenster der Fabrik mit ihren großen Lichtquadraten, aus dem Keller rechts hörte sie Frau Winter mit der Lise schelten, und sie fühlte, daß er droben am Fenster stand und ihr nachsah, bis sie unter dem großen Durchgangsthorweg verschwand.

Sie sah sich nicht um; einmal nur stockte sie, denn sie glaubte, er käme hinter ihr her, aber es war eine alte Frau, die mit einem Korbe über den Hof ging.

Sie wußte, daß er jetzt, wie es seine Gewohnheit war, in dem öden Atelier auf und ab laufen würde, und sich dann stumpfbrütend in eine Ecke setzte, ohne Kraft sich energisch aufzuraffen. Deshalb hatte er es ja auch nie zu was gebracht.

Sie mußte auf der Straße gegen den Wind ankämpfen, die lustigen Flocken tanzten um sie herum, und sie eilte rasch dahin durch den knirschenden Schnee. —

Das Coupé wartete schon, die Pferde scharrten unruhig, sie schlug den Schnee von ihrem Pelz, und nun saß sie im Wagen, drehte die kleine Glühbirne auf, wickelte die weiche gelbe Guanakodecke um die Kniee, betrachtete sich in dem kleinen Spiegel, verglich ihre Uhr mit der Uhr im Wagen und stellte fest, daß sie noch eine gute halbe Stunde Zeit hatte.

Dann nahm sie sich den Hervieu vor, um weiter zu lesen; seit ihrem fast zwei Jahre langen Aufenthalt in Frankreich las sie nur noch französische Bücher, aber der Band blieb in ihrem Schoße, und während der

Wagen schon über den Schloßplatz den Linden zu fuhr, träumte sie vor sich hin.

Sie war sehr mit sich zufrieden, daß sie den Plan fallen gelassen, den sie anfangs gehabt hatte. Denn sie hatte daran gedacht, ihn in ihr Haus zu ziehen; jetzt sah sie ein, daß es die größte Thorheit gewesen.

Und doch hätte sie gar zu gern vor ihm renommiert und ihm vor Augen geführt, wie sie ganz die große Dame geworden war, um ihn, den Künstler, der einst stolz davon geträumt hatte, sich eine große Stellung in der Welt und ein eigenes künstlerisches Heim zu erringen, der ihr gegenüber früher so oft geprahlt, wie er sich später einmal sein Leben gestalten wolle, ein wenig zu blenden, ihm zu zeigen, wie weit sie es gebracht hatte mit nichts.

Nun war es doch gut, daß sie es nicht gethan, daß er nicht einmal ihren Namen wußte, daß er ihr auch das Wort gegeben, nicht zu verraten, wie er sie je gekannt.

In ein paar Wochen ging sie nach dem Süden, aber vorher wollte sie noch was für ihn thun. Sie überlegte, ob man ihm den Auftrag geben sollte, die

Wasserträgerin groß in Marmor auszuführen. Ihr Mann hatte die kleine Figur gern, er hatte einmal gesagt: es läge eine leise Aehnlichkeit mit ihr darin. Das war also zu machen — und wenn er seine Nymphe auf der Ausstellung hatte, vielleicht war das etwas für ihren Garten; die konnte man ankaufen.

Schade, daß es nur auf Umwegen möglich war, und sie nichts direkt für ihn thun konnte.

Ihr war so wohlbehaglich, und sie kuschelte sich in ihren Pelz fest ein, vor Vergnügen darüber, daß sie, sein ehemaliges kleines Modell, nun ein wenig für ihn sorgen konnte.

Der arme Kerl that ihr ja so leid, sie hatte ihn wirklich sehr lieb gehabt. Wahrhaft schade, daß er es unter den widrigen Umständen zu nichts gebracht hatte. Und wenn sie nicht gewesen, dann hätte er womöglich nicht mal das bischen Ruhm mit der Wasserträgerin errungen.

Sie mußte entschieden was für ihn thun, das war sie ihm schuldig. —

Der Wagen fuhr jetzt die Lennéstraße entlang, sie klappte das Buch zu, und da sie noch ein wenig Zeit

hatte, gab sie dem Kutscher Ordre in der Matthäikirchstraße vorzufahren, zu einer Freundin, der Frau Consul Heyden.

Während sie rasch darüber nachsann, was sie alles neues zu erzählen hatte, dachte sie schon kaum mehr an ihren Besuch in dem Atelier; mit der Hand fuhr sie über den Mantel und schüttelte ein wenig Gipsstaub, der noch daran haftete, lässig ab, — und mit dieser leichten Handbewegung nahm sie gleichsam für immer von ihrer Vergangenheit Abschied.

Schönheit





Ganz leise und fein surrte der Samowar, und die leichten grauen Flocken der Holzkohle tanzten zu der großen rotverschleierten Pharuslampe hinauf, in deren mattem Schein die drei Frauen, vor dem Kamine des Salons, plaudernd ihren Thee nahmen.

— Ich habe nur einen Wunsch, sagte die blonde junge Frau.

Man sagte von ihr: sie sei, wenn auch nicht hübsch, doch sehr nett und lieb, so daß jeder sie gern hatte.

— Und das ist? . . .

— Ich möchte schön sein, so schön, daß alle Welt von mir sprechen müßte, daß alles sich umschaute und nach einem fragte, wenn man in einen Salon tritt, — so schön möchte ich sein . . .

Und sie sah dabei die schlanke Frau an, die ihr

gegenüber im Sessel lehnte, trotz ihrer fünfzig Jahre noch immer in klassischer Schönheit. Ein edles, ruhiges Gesicht von antiker Größe, das vollendetste Ebenmaß, nicht nur im Antlitz, sondern auch in der Figur, die in letzter Zeit erst etwas zu voll ward.

Ihre schönen schmalen Hände mit den langen, aber feinen Fingern lagen wie zur Pose auf dem dunkelgrauen schweren Stoffe ihres Kleides.

Hochaufgerichtet saß sie da, als ob sie einem Künstler Modell sitze. Das Haar in leichten Wellen wie die Venus von Milo um den Kopf geschmiegt, mit großen ruhigen Augen und den feinen nur etwas blassen Lippen, um die ein leiser harter Zug des Alters lag, als müßten sie entbehren.

— Und ich möchte bleiben, wie ich bin, sagte die kleine elegante Frau, auf deren wirren schwarzen Haaren ein kokettes Hütchen verwegen schief saß. In dem Gesichtchen war alles Unruhe: die lebhaften dunklen Augen unter den schmalen Brauen, das kecke, aus dem Gesicht fast herausflatternde Näschen, die ewig beweglichen Nasenflügel, der volle, ein wenig sinnliche Mund, der nie still stand, und der unruhige, fast unreine Teint.

Der lustigste Uebermut huschte über ihr Gesicht, und sie zog fast eine Grimasse, als sie einen ihrer drolligen Blicke auf die beiden anderen warf, und sagte:

— Ich bin sehr mit meiner Häßlichkeit zufrieden, denn ich bin mehr als hübsch: ich bin pikant. —

Die schöne Frau lächelte still überlegen, aber sie nickte hoheitsvoll, und während sie sich diese unruhige, raffiniert angezogene kleine Person ansah, die jetzt etwas verlegen mit der Spitze ihres Füßchens spielte, auf den sie sich nicht wenig einbildete, so daß sie beständig damit kokettierte, sagte sie:

— Ja Hetty, Sie haben recht, und wenn es auch seltsam klingen mag, ich habe Sie oft genug beneidet.

— Beneidet? — Sie mich? . .

Ihre großen dunklen Augen standen jetzt ganz still, wie von unfaßbarem Schrecken.

— Sie mich?

— Ja ich Sie, — wundert Sie das, Hetty! — Jetzt wohl nicht mehr, aber früher, als ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte.

— Hoffnung aufgegeben? fragte die junge blonde Frau, du, die du noch immer die schönste Frau bist, du solltest . . .

— Ja, Kind, ich habe auch einmal Hoffnungen gehegt, die nie erfüllt sind.

— Das verstehe ich nicht.

— Ja, ich habe einmal einen Wunsch gehabt, einen seltsamen Wunsch . . .

— Und der war —

— Ihr werdet vielleicht beide lachen — aber ich habe mir früher immer gewünscht, daß ich einmal wirklich geliebt würde.

Die kleine Blondine sah erst ganz starr die schöne Frau an, dann lachte sie:

— Ach Käthe, du willst dir einen Scherz mit uns machen.

Sie schüttelte nur still resigniert den Kopf.

— Nein, es ist mir nicht spaßig zu Mute.

Die kleine Hetty hatte die Augenbrauen zusammengezogen und dachte nach; und sie fand, daß was sie ohne Ueberlegung vorhin so keck heraus gesagt hatte, doch ganz richtig war. Sie hatte sich nicht zu beklagen, sie war oft geliebt worden, sie wurde noch immer geliebt, sowie sie nur einen ihrer koketten Blicke warf, sobald sie vor einem Mann stand und das Näschen drehte, wie

sie, in einem Sessel sitzend, mit den nervösen Händen über ihr Kleid strich, als wollte sie andeuten, was darunter sei, wie sie durch den Salon ging, oder auf der Straße hintrippelte: immer zog sie die Männer nach sich; sie liefen ihr nach und begingen ihretwegen die größten Dummheiten. Mit ihrer angeborenen Koketterie, die sie kaum mißbrauchte, mit der Keckheit ihrer Plauderei, der Eleganz ihrer stets eigenartigen Kleidung zog sie alle hinter sich her. Kaum ein Tag, der ihr nicht ein kleines Abenteuer brachte; und diese stete Aufregung war ihr Bedürfnis geworden, sie lebte ganz in dieser etwas perversen Atmosphäre und hatte ihre Freude daran, ihre Freude, wenn einer so recht keck ward, oder dann mit einem Male voller Verlegenheit keine Worte fand, während sie lachend vor ihm stand, — ihre Freude an den Briefen, die ihr heimlich zugestellt wurden, über die sie sich totlachte und doch jeden als kostbaren Schatz bewahrte; nein, sie konnte sich nicht beklagen: sie war immer geliebt worden, von den vernünftigst scheinenden Männern oft am unvernünftigsten.

— Nein, sagte Frau Käthe ruhig, ich glaube: wirklich geliebt, so wie man es sich vorstellt, wie

man es in Büchern liest, bin ich nie. Anfänglich habe ich wohl kaum Wert darauf gelegt und habe mir aus den Männern nichts gemacht — ich begnügte mich mit dem Gefühl meiner Schönheit, aber dann sind doch Tage gekommen, wo ich meiner selbst überdrüssig gewesen bin. Mein Mann — nun, ich habe eigentlich mehr geheiratet, weil ich nicht noch über die sechsundzwanzig hinaus das schöne junge Mädchen bleiben wollte — ich habe gemeint, aus Liebe zu heiraten, ob ich mich darin getäuscht, weiß ich heute noch nicht; mein Blut hat wohl zuweilen schneller geschlagen, aber nicht in der Ehe — aber daß auch ich Blut hatte, hat niemanden interessiert. Im zweiten Jahre unserer Ehe wußte ich außerdem, daß mein Mann die kleine Werben zur Geliebten hatte, und hätte ich's nicht erfahren, ich hätte es mir seinem Verhalten nach sagen können. — Alle Männer, denen ich auf meinem Wege begegnet bin, sind stehen geblieben, wenn ich an ihnen vorbeiging . . . in ihren bewundernden Augen las ich den Triumph meiner Schönheit, aber sie sind zur Seite getreten und sind stehen geblieben, um mir nachzuschauen — keiner ist mir nachgegangen. Mir ist manchmal zu

Mute gewesen, als sei ich eine Marmorstatue auf einem hohen Piedestal, als sei ein abwehrendes Gitter um mich, das eine Annäherung nicht zuließ. — Die schöne Frau Käthe! dieser Name, der wie eine Etikette mich begleitete, hat mich gleich von vornherein für jeden abgethan.

Sie hob den klassisch schönen Arm, den Arm, der für alle Zeiten an einem Ruhmesdenkmale verewigt war, und fuhr sich schmerzlich lächelnd über die reine Stirn.

Die kleine Hetty trippelte nervös mit den Füßchen und sah den grauweißen Flocken nach, die in der Luft über dem dampfenden Samowar zergingen.

— Nie hat ein Mann vor mir auf den Knieen gelegen und mir gesagt, daß er mich liebe, daß er ohne meine Liebe nicht leben könne; man hat mich immer nur wie ein seelenloses Kunstwerk angestaunt, — nie hat ein unverschämter Blick mich getroffen . . .

— Aber Käthe, du . .

— Laß gut sein, Kind, es ist nicht gleich so schlimm gemeint. Nie hat eine kecke Hand sich nach mir ausgestreckt . . . mich hat niemand begehrt. Doch nein — einmal habe ich's geglaubt, es ist lange, lange her —

da fing ein Mann an, sich für mich lebhafter zu interessieren.

Damals fühlte ich mich ganz unglücklich; denn niemand kümmerte sich eigentlich um mich, — es war mir manchmal, als scheuten sich die Leute, mit mir über die banalen Fragen des Tages zu reden, als könne mich das nicht interessieren.

Für meinen Mann existierte ich so gut wie nicht — und so war ich denn so weit, wie sich nur ein Mann eine Frau, die er begehrt, wünschen kann.

Er blieb nicht am Wege stehen in schweigender Bewunderung, er ging mit mir, und ich war ihm so dankbar, daß ich ihm innerlich bald ganz gehörte.

Eines Abends, in einer großen Gesellschaft, saßen wir plaudernd dort in dem kleinen Zimmer, er hatte seinen Stuhl dicht zu mir gerückt, und zum ersten Male fühlte ich eine beängstigende Unruhe in mir, eine Unruhe, die mir doch so lieb war, weil ich sie nicht kannte — und ein Gefühl quoll in mir auf, ganz Hingebung, ein Moment, wo ich mir denke, daß ein Mann kaum die Hand auszustrecken braucht, um eine Frau zu erringen, die nichts will, als sich ihm geben.

Nebenan wie in weiter Ferne plauderten die anderen; ich hörte nicht mehr, was er mir sagte, — ich sah ihn nur an, ich fühlte, wie alles an mir ihm verraten mußte, daß ich ihm gehörte.

Alles um mich verschwand, aber dann wurde ich aus meinem Traume aufgeschreckt, weil er in seinem stockenden Geplauder jetzt ganz verstummte und mich befremdet ansah, und da erblickte ich in dem Eckspiegel vor mir plötzlich ein verzerrtes Gesicht, m e i n Gesicht — ein Gesicht nicht wieder zu erkennen, mit ganz zerrissenen Zügen, wildfremd, mit flackernden Augen und heißer Röte auf den Wangen; aber nichts in dem Gesichte stimmte zusammen, es war eine Fratze — eine Parodie auf die Leidenschaft. Entsetzt starrte ich diese Häßlichkeit an, bis ich begriff, daß es mein Gesicht war, — dann sah ich seine verwunderte Miene und mit einem plötzlichen: — Entschuldigen Sie, mir ist nicht ganz wohl! verließ ich ihn und schloß mich auf meinem Zimmer ein, wo ich zum ersten Male mich herzlich ausweinte. Das durfte ich ja sonst auch nie: Thränen, hatte mir meine Mutter täglich gesagt, sind der größte Verderb der Schönheit; und ich war von Kindheit an auf Schönheit dressiert.

Als ich dann das verweinte Gesicht im Spiegel besah, da erkannte ich, daß keine Leidenschaft, keinerlei Temperament meinen Zügen stand, — und als mein Mann sich erkundigen kam, hatte ich mich schon wieder in der Gewalt; mit dem Lächeln, das man mir von früh an beigebracht hatte, das allein zu meinem Gesichte stand, ging ich in die Gesellschaft zurück. Und eigentlich ist dieser Abend das einzige große Ereignis meines Lebens.

Sie schwieg und eine ganze Weile waren die drei Frauen still, nur Hetty spielte mit der Citronenscheibe in ihrem Thee, die sie mit dem Löffel hinabdrückte.

— Mir steht eben Temperament nicht, fuhr Frau Käthe in leichterem Tone fort. Hetty dagegen ist ganz Temperament. Gestern noch habe ich sie beobachtet. Sobald sie mit jemandem spricht, sobald sie sich interessiert, ist sie verführerisch schön. Alles an ihr reizt und lockt, und ich kann die Männer wohl verstehen, denen das mehr behagt, als die sich stets gleichbleibende, marmorkalte klassische Schönheit, die man mir nachsagt. Und wenn du, Kindchen, nun sagst, du möchtest schön sein wie ich, so habe ich früher den anderen Wunsch ge-

habt, ich möchte einmal ein paar Tage, ja nur einen Tag in Hetty's Haut stecken.

Hetty rutschte ganz verlegen in ihrem Sessel hin und her und machte ihr drolligstes Gesicht, und dabei fühlte sie nach dem Briefe von Rudi, den sie beim Fortgehen von Hause erhalten hatte, und der nun in ihrem Mieder steckte, ein so unsinniger Brief, wie sie lange keinen erhalten — und dann dachte sie an ihre neueste Eroberung, den kleinen Baron Max, der sie eben bis ans Haus begleitet hatte und geschworen, er müsse sie noch sprechen und wenn er bis Mitternacht warten solle, und der nun seit mehr als einer Stunde drunten im Schnee frierend auf- und ablief, den man garnicht schlecht genug behandeln konnte, weil er zu frech war.

Sie nestelte die Uhr, an der das große Trilbyherz klapperte, aus dem Gürtel; wahrhaftig, schon fünf viertel Stunden, da konnte sie ihn erlösen, sonst lief er am Ende doch fort, und das wollte sie lieber nicht.

So küßten sie sich denn auf die Wangen; und sie raschelte hinaus mit ihren geschmeidigen Bewegungen, und hinter sich ließ sie einen feinen, die Nerven irritierenden Duft, der ihre zierliche Person immer umgab,

und nach dem der kleine Baron ganz wild war, so daß sie Mühe hatte, ihn in angemessener Entfernung zu halten.

Und sie freute sich mit ihrem schnippischen Lächeln, daß sie recht hatte: sie war mehr als hübsch, sie war pikant; und wenn sie sich was wünschen sollte, so wäre es gewesen, ein Mann zu sein, — nur um sich in solch' ein verführerisch kokettes Ding, wie sie eins war, unsterblich verlieben zu können.

Mutterglück





Die Nachmittagssonne, die ihren hellen Schein nur ein paar Minuten lang in das schmale Fenster der dritten Etage geworfen hatte, war schon wieder hinter dem hohen Nebendache verschwunden, und das graue stumpfe Alltagslicht lagerte bleiern über dem Hofe, wo auf dem Asphalt ein paar Kinder mit Geschrei Himmel und Hölle spielten, und jetzt ein Kohlenmann sein heiseres: Preßkohln! . . . Preßkohln! . . . hundert . . sechzig Pfennich! . . . Holz! . . Steinkohlen — Preßkohlen! ausrief.

Frau Neuber lag noch immer im Fenster, um neugierig aufzupassen, wie drüben in einer Hinterstube des Vordergebäudes der kleine polnische Schneider von seiner Frau laut ausgezankt wurde. Das Vergnügen hatte sie zwar alle Tage, aber voll Eifer lauschte sie auf jedes

Wort, bis sie über den Hof ihre Nachbarin kommen sah, die ihr eifriges Rufen und Winken aber nicht bemerkte.

So stand sie denn jetzt auf dem Flur und wartete, bis die König stöhnend, einen Korb am Arm, die Treppe heraufkeuchte.

— Se war'n woll inholen, Frau König? Wenn Se nachher nischt vorhaben, kommen Se doch 'n biskem rum. Meine Frida ihr Jeburtsdag is heite. Kuchen is ooch da, selbstjebackner.

— Ach herrje, nee, die Treppen, die Treppen, es jeht immer schlechter mit die Beene. Warten Se en Augenblickchen, Frau Neuber, blos die Sachen weglejen, denn komm ich jleich.

Ein bischen schmuddelig sah es in dem Zimmer aus; das alte Bett mit der ehemals roten, jetzt schmierigen Steppdecke, aus der hie und da ein Watteflocken sah, der gelbe Kochofen, und allerhand Geschirr wild durcheinander, und ein neuer kienener Kleiderschrank bildeten die ganze Ausstattung. An der einen Wand, unter einigen verblaßten Schnellphotographieen ein großer Dienstmädchenkoffer, der als Sofa diente. Und dann ein paar weißgescheuerte Holzstühle.

Frau Neuber hatte den Tisch gedeckt, eine alte rot und weiß gewürfelte Decke mit halb abgerissenen Fransen, und die große weiße Kaffeekanne stand neben dem Kuchenteller, und lauter einzelne Tassen mit Goldrand und Geburtstagsinschriften.

Die Frida hatte zwischendurch einen Katzenkopf gekriegt, weil sie an dem Kuchen gepolkt hatte, aber das war sie gewöhnt, und so saß sie erwartungsvoll am Tisch, popelte sich in der Nase, und ließ die dünnen Beine baumeln, bis Frau König endlich kam.

— Da Frida, da hab ich dir auch was mitjebracht.

— Ach nee, Frau König, det scheene Seidentuch, det is ja ville zu jut for die Frida, aber nee, so war det nu nich jemeint, blos weil ick Ihnen jrade ieber'n Hof jehn sah; sonst hätt' ick doch ne Bohne mehr jenommen. Na, Lurke is 't ooch so nich — Wat stehste da! bedank dir scheen, du Duffel, mach nich so demliche Oogen. — So, hier is ooch Zucker. Jotte doch, ja, Se nehm ja keene Milch. Wissen Se, Frau König, bei die andern da würd ick ja sagen, Kaffe ohne Milch is Inietschigkeet oder ooch Armut, aber bei Sie . . .

— Is ooch nich, Frau Neuber, ich will man hübsch wern, blos kalten Kaffee schmeckt eklig.

Und dabei lachte sie, daß sie ihre schiefen grauen Zähne zeigte und die große Zahnlücke links, die man immer sah, vielleicht grade weil sie die Oberlippe jedesmal krampfhaft herabzog.

— Na, Sie habn's doch nich mehr neetig, so ne staatsche Frau.

Die König war eine starke Frau, mit schon grauem Haare, und einem würdevollen Doppelkinn, das sie auf den üppigen Busen legte, wenn sie wie jetzt so recht zufrieden mit sich war. Sie trug große, lang herunterhängende Ohrbommeln, und auf den Fettfingern ein paar dicke Goldringe. Das Kleid aus sehr gutem Stoff war offenbar nach einem getragenen geändert, mit einem blauen Einsatz, der nun garnicht zu dem dicken, roten Gesichte paßte.

Frau Neuber, mit ihrer mageren Größe und der spitzen Nase, ärmlich angezogen, besah sich die protzig aussehende Nachbarin mit vor Neid süßlächelnder Miene.

Die König bemühte sich, so gebildet wie möglich zu sprechen, aber es gelang ihr nur manchmal. Das ich aber sprach sie immer ganz affektiert richtig.

— Nee, Frau Neuber, lassen Se man, ich weiß

janz jut. In meine Jugend war ich en janz forsches Meechen, aber jroße Schönheit, die war nie, davor hab ich nu meine Döchter.

— Da habn Se wieder recht, Frau König, die drei Meechens, eene immer scheener wie de andre. Frida, sitzte stille, oder de fliejst raus, haste jeheert, — wenn ooch Jeburtsdag is.

Die beiden Frauen sahen sich das Mädchen an, das gelangweilt am Tische saß, die Kaffeetasse mit beiden Händen umkrampft, während sie mit den großen Füßen baumelnd an das Tischbein stieß.

Sie war häßlich mit der großen Nase, dem spärlichen, blond ausgewaschenem Haar, das sie in zwei kleine Rattenschwanzzöpfe geflochten trug. Die Augen waren ewig gerötet, und die Wimpern sahen immer aus wie abgebrochen. Dazu standen ihr die Zähne ganz schief, wie in zwei Reihen, und das schlimmste war ihre linke hohe Schulter, auf die sie jetzt von der Mutter einen derben Knuff kriegte, den sie mit einem gleichgiltigen: „Au Mutter, du buffst ja“, beantwortete, während ihre Augen gierig nach einem Stück Kuchen verlangten.

— Sitz stille, dumme Jöhre! — habn Se blos schon mal so'n häßlichen Balg jesehn?

— Aber Frau Neuber, wenn se so jung sind, — sehn Se, meine Mieze, wie die so alt war, da war ooch nich ville dran, — sehn Se se mal jetzt an.

— Ja, ick weeß, neilich hab'n wir ihr jesehn, ick un die Frida unter de Linden, da fuhr se mit en Herrn ...

— uf so'n kleen Karrn, schrie Frida eifrig dazwischen, blos zwee Räder, et langt woll nich zu viere?

— Dussel, sagte ihre Mutter, det is jrade wat feines. Wie so'n Dings heeßt, weeß ick nich, aber vornehm is't.

— Ick mechte ooch mal in fein Wagen fahrn, aber mit zwee Pferde und denn vier Räder dran.

— Du, un Wagen fahrn! . . .

— Na Frau Neuber, wer weeß.

— Ach, Frau König, sehn Se sich blos die an. Det is man Essig.

— Sagen Se das nich — die Männer sind ja so komisch; meine Kläre, die hinkt doch so'n bisken, da jiebt 's nu sonne, die sind janz Aas uf, det nennen se denn ne Nummer.

— Ne Nummer, woso Mutter ne Nummer? —

— Halt die Schnauze, oder . . . unser eens hat schon seine Last, Frau König, det jlooben Se janich. Immer is se mit'n Schnabel vorne weg, det is aber ooch allens; ick weeß zu jut: aus die wird nie wat, nischt jescheit's.

— Och Frau Neuber, glauben Se das nich, ich hab mir auch erst schön quälen müssen, aber nu kann ich ja woll sagen, daß ich zufrieden bin. Nu sind se alle drei versorgt, un nu thun se was for ihre arme Mutter, das kann ich nich anders sagen.

— Jott ja, jestern noch hab ick die Bertha mit ihrn Herrn jesehn, der jing immer drieben uf de andere Seite un hat uf ihr jewart't, der is bei die Börse, nich?

— Ja, die Bertha macht sich aber nischt aus ihn, se sagt, son dummer Junge kann warten, den muß se schlecht behandeln, sonst is er jleich ruppig. Laß 'n schon sein, sag ich, wenn er man Pinke hat, und die hat er. Neilich hat er ihr jleich dausend Mark zu 'n Jeburtsdag jeschenkt, weil er bei's spekulieren en dolles Jeld gewonnen hat — un denken Se sich, die Berthe kommt

un bringt mir janze hundert Mark. Un da habe ich ihr zujeredt, denn se wollte eijentlich nischt mehr mit 'n zu thun haben un hab' ihr jesagt, stoß dir nich an seine Neese — da hat se jelacht und jesagt: du Mutter, des wird aber schwer fallen.

Und nun lachten sie, die Frida am meisten, die sich kugelte und schrie:

— Ick mechte 'n ooch mal an die Neese stupsen, — wofür sie den gewöhnheitsmäßigen Klaps kriegte, den sie ohne eine Miene hinnahm.

— Un die Mieze is auch fein raus. Alle Tage fährt se fein spazieren. Ihrer hat doch en Pferdejeschäft, da bei'n Zoologischen, un denn fährt sie selber, un ob. Siehste Mutter, hat se neilich gesagt, nach 'n Jrunewald, das geht nich, da kenn se mir alle, aber nach Tabberten hin, das geht — un da kam se richtig nach 'n Görlitzer un denn hat se mir den ganzen Nachmittag spazieren gefahrn, nur es stößt so, daß 'n alle seine Knochen fühlt, un hinten immer mit 'n Kruhm.

— Wat is denn det? —

— Schaf — det is doch so 'n kleener Bengel mit weiße Stiebeln, mit 'n Cylinder uf 'n Kopp; Hankens ihrer lernt ooch Kruhm.

— Ja, un det will se nu öfter machen —

— Ach, Frau König, nehm Se mir doch mal mit.

Die Frida hatte sich dicht neben sie gestellt mit großen, lüsternen Augen.

— Det mechtste woll, det sollte dir so passen; hast ja nischt anzeziehn, wir habn es doch nich so; mit's Friehstücksdragn, mit die paar Kreten kenn wir keene jroße Springe machen, un hätt ick nich 'n Lakalanzeijer, ach un da duhn en'n blos de Beene weh von det ville Treppensteijen. — Wiste in dem Dreckzumpel Eklepage fahrn? Nee, da bringst du's nie zu, un wenn de noch so alt wirst.

— Wer weiß, Frau Neuber, wer weiß; sehn Se, die Mieze is doch auch nich die schönste — aber das hat 'r nischt jeschadt. Die einz'ge, über die ich mir beklagen könnte, is die Trude; da is se nu bei's Ballet, — is ja richtig, es is bei's Königliche — un, da hat se nu den Tick für's ehrpusseliche. Jott, was könnte das Meechen vor'n Leben führn, aber nich in de Hand. En Bräutjam hat se, aber da fällt nich ville ab, ich derf mir nich beklagen, i wo, alle Monat bringt se mir son zehn Märker un en Billet krieje ich auch

mal, aber mit's Extra is es man faul. Er hat selber nich ville, un se will es nich besser haben; sie sagt, se is auch so zufrieden, un se hat ihren Robert lieb, un vielleicht heiratet er ihr noch mal, wenn's ihn besser jeht. Na, das wird se sich denn woll zweimal überlegen. Se hat en zu weiches Jemiet, schon als Kind, un immer en bisken ernst und leicht für's weinen. Is jut! se is doch de jüngste, un da derf 'n nich so sin.

— Ach, Frau König, un det feine Kleed, det Se heite wieder habn.

— Das is von die Bertha — es is blos immer schwer was mit anfangen, denn en bischen mehr Fett habe ich ja auf die Knochen wie die Kinder, — nee, blos die Taille von die Mieze! un die trägt immer alles englisch — das ist nischt for mir, die Taille wär wat für mein Oberarm. Jott ja, verhungern thun wer nich.

— Wer's ooch so jut habn kennte. Ach, Frau König, seit mein Mann dot is, sieht's bei mir man faul aus. Jrade det et langt, und wenn man nur en janz kleenet bisken Hoffnung hätte, det et mal besser wird. Aber woher nehmen? Sie sin fein raus; nu sehn Se mir an, sehn Se

sich blos mal die Droomlade an. Habn Se so wat ieberhaupt schon jesehn? Da muß man ja den Jlauben an allens verlieren. Un wat mein Mann war, der war doch en Kopp jrößer wie ick, und so jrade jewachsen wie ick, un nu kommt det Meechen un is schief un hat en Drecks-jesichte, det 'n ihr immer eene rin langen mechte. Wiste de Hände von Kuchen lassen, du imfamichte Jöhre —

Klaps, klaps! hatte sie ein paar auf die Finger.

Die König saß in ihrem Stuhle, sah sich behaglich — selbstzufrieden in dem ärmlichen Raume um und sagte dann:

— Aber Ihr Kaffe is jut, Frau Neuber.

— Ach Jott — noch en Täßken, Frau König? —

— Aber gerne, er schmeckt jut, bald so jut wie meiner.

— Wenn de nich stille bist, fliechste an die Luft.

Denn nun saß die Frida am Fenster und schluckste, und endlich sagte sie ganz patzig:

— Ick . . kann doch nischt . . . davor, det . . . ick nich . . scheen bin.

Darauf wurde sie bei der hohen Schulter gepackt und heulend auf den Korridor spediert.

Die König saß da in ihrem erhabenen Mutterglücke, ließ selbstgefällig die goldenen Ohrbommeln wackeln, und schlürfte ihren süßen Kaffee.

Und die Neuber seufzte:

— Blos fressen und saufen kann det Aas, aberscht zu nischt is se zu brauchen, reene dotschlagen mißte man so'n Sticke. . . .

Die König aber sagte begütigend:

— Jott, Frau Neuber, wat ärgern Se Ihnen. Alle kenn'n se doch nich schön sein. Denn hätt 'n ja wieder nischt von die Scheenheit. —

Töte mich!..





Sie stand auf dem Balkon, hinter den blühenden Blumen und sah die Straße scharf spähend hinunter; aber in dem Gewühl der Pferdebahnen, Droschken und Lastwagen erblickte sie noch immer nicht den Wagen, der ihren Gatten von der Fabrik heimbrachte.

Sie nestelte die Uhr wohl zum zwanzigsten Male in der letzten Viertelstunde aus dem Gürtel, dann hob sie die Hände, in denen sie das Blut wild schlagen fühlte, an die schmerzenden Schläfen und strich sich langsam über Stirn und Augen, als wolle sie sich selbst hypnotisieren.

Ganz ruhig wollte sie sein und abwarten, denn all ihr grübeln hatte ihr nicht geholfen, hatte ihr nicht den Weg gezeigt, den sie gehen konnte.

Ah, wenn sie jetzt Morphium gehabt hätte! Heute

begriff sie, wie man dazu kam! Aber das war feige, und so blieb ihr nur das eine: wenn er sie fragte, was mit ihr geschehen . . wenn er ihr ansah, woher sie kam, ihm die volle Wahrheit sagen, und sollte sie damit ihr ganzes Leben zerstören; lieber — als ein Leben lang sich mit der Lüge hinquälen.

Sie ging in das Eßzimmer, rückte an den Gabeln und Messern, legte die Hand auf die Lehne des Stuhles, wo ihr Mann sitzen würde, neben ihm heute Käthe, die zweimal in der Woche und dann ohne Fräulein mit Papa und Mama aß.

Weshalb das auch grade heute sein mußte! . . Man setzte sich ja gar nicht zu Tisch. Beim ersten Blick würde er ja schon alles wissen, er brauchte ihr ja nur ins Auge zu sehen!

Sie ging an den Spiegel, aber außer daß sie etwas blaß war und ihre Augen größer und unruhiger schienen als sonst, konnte sie gar nichts besonderes an sich entdecken.

Auf dem Heimwege war sie sogar einmal erschreckt stehen geblieben, weil sie an ganz was anderes gedacht hatte; und dann war sie einer Bekannten be-

gegnet und hatte plaudern müssen und lachen, als sei gar nichts geschehen.

Das war eigentlich seltsam und stand nicht im Einklang mit der Reue, der Verzweiflung und all den hochtrabenden Empfindungen, mit denen in Romanen die Stunden nachher geschildert wurden.

Die Unruhe war auch erst über sie gekommen, seit sie ihren Mann erwartete, und ihre erregte Phantasie darüber grübelte, ob die Auseinandersetzung gleich stattfinden, oder ob sie die Kraft hatte, bei Tisch mit ihrem Kinde zu sitzen und erst nachher, wenn sie in ihrer Angst und Aufregung nichts gegessen hatte, die große Scene vor sich gehen würde.

Als sie nach Haus gekommen, hatte sie das Gefühl gehabt, sie werde die unschuldigen Augen ihres Kindes nicht ertragen können, aber auf dem Korridor schon kam ihr Käthe entgegengestürzt und hing sich schmeichelnd an sie, und so kniete sie denn vor dem Kinde nieder, das seine kleinen Arme eng um ihren Hals schlang. Es stieg in ihr wild auf, ein angstvolles Schluchzen, und sie wollte sich schon diesem haltlosen Gefühlsausbruche hingeben, — da fiel ihr ein, daß sie eine

ähnliche Thränenscene vor wenigen Tagen in einem französischen Stücke gesehen hatte; und sie beobachtete sich, ob sie das nicht vielleicht lediglich kopierte, sodaß sie nun ganz ruhig blieb und das süß plaudernde Kind ohne Gewissensbisse herzte.

Sie fühlte sich so glücklich, ihr liebes schmeichelndes Blondchen im Arm zu halten; wie sonst hob sie es auf und trug es in den Salon, — und mit lachendem Munde, das blasse Kindergesichtchen an ihrer Wange, sah sie sich plötzlich in dem großen Spiegel, starrte sich einen Augenblick ganz verdutzt an, und dann herzte und küßte sie das Kind um so inniger, an das sie sich wie an eine letzte Rettung klammerte.

Wenn doch nur ihr Mann erst kam! Ihr ward wieder angstvoll beklommen zu Mute.

Sie hatten nie Geheimnisse voreinander gehabt, er hatte sie sogar manchmal mit Fritz Ehlert geneckt; und obgleich sie ein wenig verlegen geworden und erst leugnen wollte, hatte sie doch zugegeben, daß er ihr allerdings sehr gefalle, daß sie ihn sehr gern habe. Und ihr Mann hatte ihr, so recht sicher im Besitze, daß es ihre Eigenliebe fast gekränkt hatte, im Scherz mit dem Fin-

ger gedroht. Aber dann hatte er fast feierlich hinzugefügt: „Ich spaße ja nur, ich kenne doch meine Ellen!"

Dazu hatte sie nun wieder gelächelt und für sich gedacht: All zu sicher sollte ein Mann seiner Frau doch lieber nicht sein! Zu viel Vertrauen macht übermütig. — Eigentlich war das der Anfang gewesen.

Und während sie es lange Zeit für harmlos kokette Spielerei gehalten hatte, die sie jeden Augenblick enden konnte, hatte sie sich längst rettungslos verstrickt.

Sie hatte es nie gelernt, selbständig zu handeln, und da ihr niemand raten und helfen konnte, ganz auf sich angewiesen, — lief sie mit offenen Augen in ihre Schuld. Und so war es denn jetzt geschehen. —

Sie trat wieder auf den Balkon, als der Wagen am Hause vorfuhr. Ein wenig schrak sie zusammen, dann ging sie langsam in das Zimmer zurück.

Einen Augenblick war ihr, als müsse sie ohnmächtig zusammenbrechen, dann aber fand sie den Mut der Verzweiflung, und in wilder Entschlossenheit wollte sie seinen anklagenden Fragen entgegentreten und ihm antworten: Ich habe dich betrogen, ich verdiene nicht länger, deinen

Namen zu tragen — ich bin eine Unwürdige! — Töte mich! — — —

Draußen ging die Thür, das Mädchen nahm ihm den Mantel ab. — Sie war fieberig unruhig, und um der Erwartung zuvorzukommen, ging sie ihm entgegen.

In dem halbdunklen Korridor traf sie ihn, — er hatte es sehr eilig, zog sie, ehe sie noch ein Wort sagen konnte, an sich, küßte sie flüchtig auf die Stirn und öffnete die Thür zum Arbeitszimmer.

— Entschuldige mich einen Augenblick, ich muß ganz schnell einen Brief schreiben. Anna, halten Sie sich bereit, Sie müssen gleich zur Rohrpost. — Was macht Käthe? — Du störst mich nicht, bleib nur. Nur einen Augenblick .

Er suchte den Federhalter und saß schon am Schreibtische, wo seine Feder in raschen Strichen über das Papier fuhr, während sie mitten im Zimmer stand und ihm ganz erstaunt zusah, wie er geschäftig nur an seinen Brief dachte und sie noch gar nicht angesehen hatte.

— Also Käthe geht's gut. Der Husten ist nicht schlimmer geworden? Na, das ist ja vortrefflich. Ihr . . Hochachtungsvoll . . ergebener — So, das wäre ge-

macht. Anna, also fix zur Rohrpost! — Nun, liebes Kind, stehe ich dir ganz zur Verfügung. Du warst aus heute morgen? Belling hat dich gesehen vor Gerson . . .

Das Herz schlug ihr; jetzt mußte es kommen —! Allein er erzählte ihr schon eine lange Geschichte von dem Geschäftsfreunde; sie hörte nicht, was er sagte, ganz betäubt stand sie da, und fand kein Wort.

Plötzlich blieb er vor ihr stehen, hob ihr ein wenig das Kinn und sagte:

— Du siehst blaß aus. Dir fehlt doch nichts? Wird schon wieder vorübergehen. — Was ich sagen wollte . . .

Die kleine Käthe kam ins Zimmer gestürmt, und nun hatte er nur noch Augen für das Kind. — —

Dann saßen sie bei Tisch, und er redete in einem fort, daß es ihr lästig war und sie ihm am liebsten zugerufen hätte: aber so hör' doch auf! fühlst du denn gar nicht, wie es um mich steht, was geschehen ist? Siehst du denn nichts? Gar nichts? Seid ihr Männer denn wirklich so blind, daß ihr nichts ahnt?

Und während sie mechanisch an der Suppe löffelte, nur zum Schein, denn sie konnte nichts essen, fragte sie

sich: wie das möglich war, daß man ihr nichts anmerken sollte. War denn alles nur ein Traum gewesen? Selbst ihre Thränen also sah man ihr nicht an? . .

Wenn sie recht überlegte, fühlte sie jetzt nichts mehr von all der anfänglichen Reue und Zerknirschung, nur eine nervöse Unruhe, eine krampfhafte Ungeduld über den schwatzenden Gatten, der, sein Kind zur Seite, im Wohlbehagen plätscherte.

Sie trank ein Glas Wein nach dem andern, daß sich ihre Wangen wieder röteten, und ein Gefühl wohlthuender Sicherheit durchströmte sie jetzt; sie fühlte, wie sie innerlich wuchs, und plötzlich, ganz jäh, als sei sie in einem Augenblick eine andere geworden, kam sie sich ihrem ahnungslosen Manne gegenüber köstlich überlegen vor. Nein, waren die Männer dumm!

Und sie mußte lächeln. —

Er fing das Lächeln auf, nickte ihr zu und hielt ihr sein Glas über den Tisch hin entgegen.

— Ich auch, ich auch, rief das Kind dazwischen, und nun stießen sie auch mit Käthe an.

Jetzt meldete sich ihr Appetit, und von dem Geflügel nahm sie, und es schmeckte ihr, es schmeckte

ihr zu ihrer eigenen Verwunderung ausgezeichnet. Und jetzt stand sie ganz über der Situation. Sie war ja auch nicht mehr die brave philisterhafte Hausfrau, seit heute nicht mehr, und wenn sie es recht bedachte, kam sie sich sogar hoch interessant vor. Heute vor Tisch hatte sie sich für eine Verlorene gehalten. Jetzt schien ihr, als habe sie gewonnen, als sei sie über sich selbst hinaus gewachsen.

Sie hatte gedacht, es müsse wie ein Brandmal auf ihrer Stirn zu sehen sein, auf den ersten Blick zu erkennen, — und nun war das alles ein Märchen, eine Lüge, um Kinder zu schrecken, ein Nichts.

Sie wollte noch ein Obstmesser für Käthe holen, und als sie an seinem Stuhle vorbeiging, hielt er sie fest, sah zu ihr auf und fragte:

— Na, ist es wieder besser?

— Ja, nun ist alles wieder gut. . .

Und sie freute sich über den Doppelsinn, den sie in ihren Worten fand.

Wie sie so hinter ihm stand, sah sie, daß ein Haarbusch auf seinem schon grau werdenden Kopfe abstand. Sie strich ihn mechanisch zurecht, dabei glitten ihre

Finger über seine Stirn, — und plötzlich stieg ein prickelnder Gedanke in ihr auf, den sie nicht unterdrücken konnte; und während ihre schlanken tastenden Finger noch immer auf seinem Kopfe lagen, konnte sie ein feines zucken nicht bezwingen, das ihre Mundwinkel ironisch verzog, so daß er verwundert zu ihr aufsah, mit einem so erstaunten Gesichte, daß sie nun hell auflachte.

— Du bist ja heute so gut aufgelegt?

Sie nickte nur, ein . . zweimal.

— Na, dann paß ma. auf.

Er griff in die Brusttasche und holte eine Anzahl Billets heraus.

— Ich habe nämlich an dich gedacht und uns eine Loge zur Réjane besorgt zu heute Abend. Wöllner kommt mit, und dann habe ich bei Ehlert angeklingelt . . .

Er bückte sich nach seiner Serviette, und so sah er nicht, wie sie zusammenzuckte, ganz jäh, und sich frei machte.

— Er war nicht zu Hause; ich habe zwar gesagt, daß man es ihm bestellen soll, aber du thätest gut, wenn du ihn hernach noch mal anriefest.

Sie sollte ihn anklingeln, sie i h n . . . nach kaum einer Stunde, — das ging ihr nun stürmend durch den Kopf, und sie schwieg.

— Das heißt, nur wenn es dir recht ist. Wenn du nicht willst, dann . . . aber ich weiß doch, du bist gern mit ihm zusammen, nicht?

— Ja, sagte sie, und ging langsam auf ihren Platz, während das Mädchen den Kaffee brachte.

— Er kann ja ein bischen früher kommen, wir fahren dann zusammen hin.

— Ja! —

Dann verfiel sie wieder in Nachdenken, und während das Kind fortgeholt wurde und ihr Mann mit seiner Cigarre in einem bequemen Stuhle seine Zeitung las, stand sie wieder am Fenster voller Unruhe. Aber jetzt war es aufsteigende Empörung und Verachtung; und es riß an ihr, daß sie ihm am liebsten entgegengerufen hätte:

— Aber siehst du denn nichts, bist du denn blind? Fühlst du denn gar nicht, daß ich eine andere geworden bin, daß ich . .

Ach, wozu die Gedanken, wenn er sich keine über sie machte!

Sie drehte sich um. Da lag er im Stuhle, den Kopf zur Seite, die Zeitung auf den Knieen und schlief. Er schlief wahrhaftig! — Das berührte sie so, daß sie ganz nahe heran trat und sich hoch aufrichtete. Die Cigarre brannte noch, die nahm sie ihm vorsichtig aus den Fingern, und dann betrachtete sie ihn lange mit ruhiger stolzer Ueberlegenheit. Das anfängliche Mitleid, die eigene Verachtung, die jammernde Reue, alles ward verdrängt von dem verletzten Stolze, daß er so garnichts von ihr verstand, daß er gleichgiltig, ahnungslos über seiner Zeitung einschlafen konnte —

Und mit einem Lächeln, einem so verächtlich stolzen Lächeln, wie es nur eine in tiefster Seele verletzte Frau finden kann, sagte sie mit bitterer Ironie, ganz langsam, ganz leise: Töte mich! . . .

Sie mußte über sich lachen, daß sie so dumm exaltiert hatte sein können.

Nun war aus der Tragödie, die sie gefürchtet hatte, ein lustiges Satyrspiel geworden.

Einen letzten, schmerzlich lächelnden Blick warf sie auf ihren leis schnarchenden Mann — dann ging sie langsam zum Telephon und mit spöttischen Lippen, die

noch heiß waren von seinen Küssen, sagte sie wie zur Probe vor sich hin: — Mein Mann läßt Sie schön bitten, mit uns doch heute Abend zur Réjane zu gehen . . . Mein Mann läßt fragen, ob . .

Ein, zweimal atmete sie tief auf, zaudernd, dann voller Entschlossenheit — er selbst wollte es ja so — drehte sie die Kurbel, und mit leise bebenden Fingern den Fernhörer umkrampfend, rief sie mit fester Stimme: — Bitte, sechzehn siebenundzwanzig, Fritz Ehlert . . . .



Meta





— Schmeckt woll fein? . . Kiek doch, Kuchen! — Is woll Jeburtsdag? . .

Das kleine fünfjährige Mädchen konnte gerade in das niedrige offen stehende Fenster des alten Hauses hineinsehn. Die alte Frau, die ihre Brille auf der Nase den Lokal-Anzeiger las und dabei ihren Kaffee trank, sah erschreckt auf, stellte die Tasse hin und starrte entsetzt das kleine kecke Ding an, das diese philosophischen Betrachtungen angestellt hatte.

Dann sagte sie hart, um sie abzuschrecken:

— Was geht das dich an, es is kein Geburtstag.

Die Augen der Kleinen wurden ganz groß und sie sagte voller Staunen:

— Alle Dage Kuchen? — Au, fein! . .

Und dabei schnalzte sie vor Wonne mit der Zunge.

Das besänftigte die alte Frau, denn der Neid des Kindes that ihr doch wohl, und sie sah sich das Mädchen das eine graue kleine Papierdüte krampfhaft in der Hand hielt, etwas genauer an.

Es war einfach aber sauber gekleidet, und das dünne Haar war mit alten, ausgeblaßten blauen Bändern in zwei Zöpfchen geflochten, die noch recht dürftig herabhingen.

Aus ehrlichen, großen grauen Augen sah sie ins Fenster herein, indem sie mit der einen kleinen Hand die Fensterbank faßte.

— Du möchtest wohl en Sticks· chen? Hast wohl Hunger? —

— Un ob! Durscht ooch, un mächtig. — Kaffe mit Zucker schmeckt fein! . . .

— Na denn komm mal rein.

Das ließ sich die Kleine nicht zweimal sagen, war schon im Hausflur, klopfte gleich an die rechte Thür an, wischte sich auf dem Strohabtreter vorsorglich und gründlich die Stiefel ab, und kam dann herein, indem es einen hübschen Knix machte.

Das nahm die Alte freundlich auf, und sie war

dem kleinen frechen, aber zutraulichen Dinge schon gut, das sich sehr manierlich betrug, die Düte hübsch hin legte und sich erwartungsvoll brav gleich an den Tisch setzte, bis die Alte eine Tasse geholt hatte und ihr eingoß, wofür sie ein: Danke schön! erhielt. Aber mit den Augen verschlang es schon das zweite Stück Kuchen, während es noch an dem ersten eifrig kaute.

— Wie heißt du denn Kind?

Sie wischte sich erst den Mund, schluckte schnell herunter und sagte rasch und laut:

— Meta Schäfer, fünf Jahr alt.

— Und wo wohnste?

— Ja, sagte sie nachdenklich, indem sie die kleine Nase kraus zog, det is't ja eben, wenn ick det wüßte, aber ick weeß doch nich.

— Du weißt nicht, wo du wohnst, wie so denn?

— Nee! wir sin doch jestern jezogen, un Mutter hat mir nach Näjel jeschickt, un nu ha'k mir verloofen.

— Ja, aber Kind, weißt du denn die Straße nich?

— Nu nee.

— Und da biste ganz ruhig, haste denn nich geweint.

— Nee, sagte sie, aber nun stopfte sie sich den

Mund doch erst voll Kuchen, das war jetzt die Hauptsache; immer blos antworten gefiel ihr nicht.

— Mutter hat jesagt, weinen nutzt ooch nischt, wenn 'n de Oogen voll hat, denn sieht 'n erst recht nischt. Man blos nich weenen.

Die alte Frau war ganz aufgeregt. Die Kleine aber hatte nur Sinn für ihren Kaffee.

— Aber wo ihr gewohnt habt, weißte doch.

— Jewiß doch! in de Liesenstraße.

— Ach du lieber Gott.

— Da will ick nu hin fragen.

— Aber Kind, das geht doch nich, das is doch zu weit weg.

— Schad't nischt, ick hab noch en Jroschen von de Näjel, da fahr ick Omnibus for, fein! — Un schimpfen derf Mutter nich, ick weeß doch nich, wo wir jetze wohnen.

— Ach Kind, is man gut, daß du dir gemeldet hast, hattest wohl Hunger?

— Durst ooch, un ob. Noch immer. Ooch wieder mit Zucker drin? — ja? — aber ville!

Sie kriegte also noch 'ne Tasse mit viel Zucker.

— Bei Muttern jiebt's nie Zucker, dazu langt's nich, aber Kaffe muß sin, sagt Mutter, Kaffe un ne Stulle mit Schmalz is och Middag.

— Ja, aber Kind, was machen wir denn blos, das ist ja so schrecklich weit — un ich habe man keine Zeit mehr. Da findste ja in Leben nich alleine hin.

— Aeh! . . . ick wer schon finnen.

Plötzlich hob sie den Kopf und fragte ganz ernst:

— Ausblasen kennen Se mir woll nich? —

— Nee Kind, wie solln wir denn . . . .

— Vater hat jesagt: Meechen, wenn du dir verloofst, denn jeh zur Musike un laß dir ausblasen, denn wern wir dir schon wieder kriejen.

— Aber Kind, das is doch in'n Zoologischen.

— Ja, bei all die Affen. — Jott, da war so'n janz kleener, der hat en Spiejel, un wenn . . .

Sie wurde ganz aufgeregt, zappelte mit Armen und Beinen und wollte erzählen.

— Ja ich weiß schon Kind, aber was fang ich blos mit dir an. — Weißte was, haste Angst vor de Polizei! . . .

— J wo, Lene ihr Vater is doch bei. Polizei is jut. Vater sagt immer: Polizei weeß allens, blos

mit die Mörders, da is man faul, die sin ihnen eklig ieber — un denn lacht er, un se lachen alle mit.

— Ja, auf's Büreau werden se schon wissen, wo du jetzt hingehörst. Sie wer'n dir schon nischt thun, so'n kleenes Würmken. Is gleich neben an. Na denn komm man. Ich wer dir aber noch en Stücke Kuchen inwickeln, daß de nich hungerst.

— Scheen, for Fritz aber ooch. Fritz eßt jern Kuchen.

— Also für Fritz auch.

— Dore eßt ooch jern.

— Also ooch.

— Et langt doch nich, — wir sin doch fimwe!

Nun packte sie ihr lachend den ganzen Kuchenrest ein, und artig die alte Frau an der Hand haltend ging die Kleine mit. Nur vor einem Puppenladen blieb sie stehen und war erst mit größter Mühe weiter zu bringen.

* *
*

Freundlich war der Empfang auf dem Polizeibüreau anfangs nicht gerade. Die alte Dame konnte in ihrer Angst nur mit Mühe die Sache erzählen.

Mehr zu thun, keine Kleinkinderbewahranstalt, duffelige Jöhre und so weiter.

— Wie heißte denn, wurde sie angefahren.

Sie sah den Schutzmann keck an, drückte nur ihre Düte mit Nägeln und den Kuchen fester an sich und sagte laut, indem sie sich grade vor ihn hinstellte:

— Meta Schäfer.

— Und dein Vater is?

— Schlosser bei Beermann.

— Und du weißt nicht, wo du wohnst? —

— Det is't ja, ick hab mir doch verloofen. Wir sin doch wegjezogen von de Liesenstraße. Wo wohn'n wir denn nu? —

Sie trat ganz nah heran, und sah den Beamten gespannt an.

— Das is doch deine Sache, ich weiß doch nich.

— Ih, Vater sagt immer: uf de Polizei da wissen se allens janz jenau. Vater lügt nich!

— Thun wir auch. Das werden wir bald haben.

Dann wandte er sich an die alte Frau, deren Namen er sich notierte.

— So, Sie können gehn, Sie brauchen wir nicht mehr.

Die Kleine kriegte einen Kuß, dann blieb sie

allein zurück, und mußte sich in eine Ecke auf einen Stuhl setzen, während telegraphisch nachgefragt wurde.

Eine ganze Weile verhielt sie sich still, es war ihr gesagt, daß ihre Mutter bald kommen würde, um sie abzuholen, und daß sie sich ja nicht einfallen ließ, zu heulen.

Darnach war ihr garnicht zu Mute. Mutter würde schon kommen, da hatte sie keine Bange. Ihre Düten hatte sie neben sich hingelegt und ließ die kleinen Beine baumeln.

Aber auf die Dauer war ihr das zu langweilig, sie kletterte also vorsichtig von ihrem Stuhle und sah sich um. Der eiserne Ofen interessierte sie und plötzlich sagte sie:

— Ui, wenn det Mutter sieht, der Stoob. Pfui Deibel! . . Da macht woll keener reene?

Der Beamte sah sich erstaunt um. Jetzt stand sie an einem Regal und wischte mit dem Zeigefinger über ein Brett. Sie kam an ihn heran und zeigte ihm die schmutzigen Finger mit einem: da!

— En Lappen haben Se woll nich? Soll ick mal Stoob wischen? neetig is't.

Ehe er antworten konnte, kam ein anderer Schutz-

mann herein, der dem Kinde freundlich zunickte, sodaß sie auf ihn zuging, die Hand gab, und ihren Knix machte.

— Hast dich wohl verlaufen, was?

— Jewiß doch, aber Mutter kommt jleich, antwortete sie altklug.

— Das ist brav, nur immer ruhig Blut.

Es kamen noch ein paar Schutzleute hinzu, die ihr Vesperbrot verzehrten und ihr anboten, sie zeigte aber ihren Kuchen. Vom Bier trank sie jedoch einen ordentlichen Schluck, indem sie erklärte:

— Bier muß sin. Vater sagt: ohne Bier kann der Mensch nich leben. Bier schmeckt fein. Bille Bier is wie Karoussselfahren. —

Ein Mädchen in auffälliger Kleidung wurde durch das Zimmer geführt, die sich nach der Kleinen umsah, während sie den Schirm im Arm sich die Handschuh zuknöpfte.

— Ach, sagte die Kleine. Det 's woll eene mit en Federhut? Vater sagt: die jeheern alle uf de Polizei. Bei uns in's Haus wohnt ooch eene. Vater sagt: det ihr mir mit die nich redt, sonst jiebts Dresche. Die Jrete hat mal en Sticke Schaklade jekriegt, da hat's

Vater wegjenommen un wieder ruffgeschickt. Wenn ihr Schaklade fressen wollt, koof ick se eich schon alleene. Vater hat jesagt: wenn von seine mal eene so wird, denn schlägt er uns alle, un Muttern mit dot. Mutter hat jelacht, se sagt: se will helfen beis dotschlagen. Vater is eklig, da jiebts bannige Senge.

— Da giebt's woll heute was raus, daß du dich verlaufen hast.

— Ick jloobe nich, da kann ick doch nischt vor, und Mutter sagt denn: Fritze, laß ihr, davor kann se nischt, und wovor der Mensch nich kann, derf er ooch keene Haue kriegen.

— Na, wir werdens Mutter schon sagen, daß du nichts abkriegst.

— Och! sagte sie, Vater is bald wieder jut. Abends missen wir immer wat singen. Haben Se keene Hutsche da?

— Nee, wozu denn.

— Musike machen. Och, da is ja 'n Stiebelzieher, jeht ooch. Soll ick mal wat singen? —

— Man immer zu.

Sie stellte sich ernsthaft hin, machte an dem Stiefel-

knechte die drehende Handbewegung wie bei einer Orgel, guckte hinauf zur Decke und fing an, mit ihrer schwachen Stimme zu singen:

— Uf den Sonndag frei ick mir,
Denn da jeht et raus zu ihr,
Immer mit verjniejten Sinn
Pferdebahn nach Rixdorf hin ....

und das mit so drolligem Ernste, daß sie alle lachten.

Der Leutnant sah ins Zimmer, alles stand stramm, er fragte, was mit dem Kinde war, und sie mußte ihm auch einen Vers vorsingen. Dann mußte sie sich wieder brav hinsetzen. Aber bald langweilte sie sich und sie ging im Zimmer hin und her und fragte alle Augenblicke, ob Mutter noch immer nicht komme.

Das paßte ihr nicht, daß sich niemand mehr um sie kümmerte, und so schrie und hopste sie denn vor Freuden, als endlich die Mutter kam, um sie zu holen.

Der wurde erst ein kleiner Vortrag gehalten, daß sie besser aufpassen möge, denn die Polizeiwache sei keine Kleinkinderstube und so weiter.

Dabei hopste die Meta immer um die Mutter herum, und erklärte, es sei ganz fein gewesen, sie habe

Kuchen gekriegt und Bier, und sie wollte bald wieder auf die Polizei gehn.

In der Thür rief sie plötzlich:

— Mutter, de Näjel, du verjißt ooch immer allens. Vater sagt: is man blos jut, det der Kopp festjewachsen is.

Und eiligst holte sie die Düte, die sie auf einen Stuhl gelegt hatte, und die Nägel und den Kuchen krampfhaft an sich drückend, lief sie neben der Mutter her, und erzählte aufgeregt von der guten Tante, die ihr Kuchen und süßen Kaffee gegeben hatte.

Plötzlich blieb sie erschrocken stehn und fragte:

— Jotte doch, wo wohnt se denn? — J, den Deibel! —

Dann hatte sie's:

— Ick weeß schon, wat ick duh, ick jeh wieder uf de Polizei, die wern schon wissen, wo de olle Tante mit den fein Kuchen wohnt — au, fein! . . .



Nap





— Ein drolliger Name! sagte sie, indem sie durch das Glas aufmerksam den an den überfüllten Tribünen vorbei nach dem Sattelplatz reitenden Sieger betrachtete.

Die braune Stute, die eben im Jungfernrennen als erste durchs Ziel gegangen war, warf nervös ungeduldig den schaumbedeckten Hals.

Heller Frühlingssonnenschein lag über dem saftig grünen Rasen; scharf hoben sich die Hecken und Gräben von dem Wiesenplane ab, die kleinen Fähnchen flatterten lustig im Winde, und die Musik, die eben den Sieger mit jubelndem Tusch begrüßt hatte, setzte zu einem frischen Marsche ein, der das Stimmengewirr übertönte.

Eva lehnte sich behaglich in der Loge zurück, und mit heißen Wangen ließ sie ihre Blicke über die Tribünen und die davor promenierende Gesellschaft gleiten, meist

Damen mit hellen Sonnenschirmen, da die Herren hinter den Tribünen die Pferde für das nächste Rennen erwarteten.

— Wollen wir auch hinuntergehen? fragte Evas Begleiter, ein älterer Herr, der sie und ihren Vater hergefahren hatte.

— Nein, Baron, ich bleibe lieber. Lassen wir Papa, er hat eine Menge Bekannter hier. Nehmen Sie sich lieber meiner an und zeigen Sie mir die Menschen ein wenig, aber nicht nur um Namen und Art bitte ich, sondern auch ein klein wenig klatschen, was man eben so als Unschuld vom Lande wissen muß.

— Also gut — sehen Sie den kleinen Herrn da an der Barriere, mit braunem Hute, der sich jetzt mit dem Stock an die Stiefel schlägt?

— Er hat einen schwarzen Schnurrbart und ist etwas auffällig gekleidet?

— Ganz recht. Das ist Bruckhof . . .

Er beugte sich etwas vor und erzählte ihr von dem Geldmanne und seinen bedenklichen Machinationen, er zeigte ihr die großen Finanzleute und die Träger alter Namen, die passionierten Sportsmen und die ganze bunte Gesellschaft, die sich ihnen angehängt.

Er verstand es, knapp und scharf zu charakterisieren, wenn er auch für das junge Mädchen die Worte erst wägen und vorsichtig wählen mußte.

Sie hörte ihm aufmerksam zu und ihr Glas richtete sich bald hierhin, bald dorthin; das ganze Treiben versetzte sie in eine fieberhafte Spannung.

— Sagen Sie, Baron, fragte sie jetzt, der große blonde Herr, gerade vor uns, der mit dem Dragoner spricht, neben der hübschen Blondine, die entzückend aussieht, sie ist sehr hübsch — man drückte ihm vorhin die Hand, und er ging, glaube ich, neben dem Pferde her, wie hieß es gleich? Ach ja, Yap, das Pferd mit dem dreißigfachen Gelde . . . es ist zu drollig.

— Pardon, daß ich Ihnen das nicht längst gesagt, das ist Herr von Rödinger, der Besitzer von Yap.

— Ah! . .

Und sie betrachtete voller Neugier den schlanken Herrn, der ihr gleich aufgefallen war. Nur hatte sie sich nicht getraut, ihren Begleiter zu fragen, um ihr Interesse nicht zu verraten.

— Und die Dame? Darf man wissen, wer sie ist? — Sie fällt auf, aber ist sehr chic und anmutig.

— Sie kennen sie. Gestern haben Sie sie spielen sehen. Es ist die Brander.

— Ach . . .

— Von ihren intimen Freunden wird sie Yap genannt und Herr von Rödinger hat zur Zeit, wie man sich erzählt, das ausschließliche Recht, sie so zu nennen. Das Pferd vorhin trug Namen und Farbe seiner Dame.

— Wie interessant!

Aber ihre Finger zitterten, und sie umfaßte das zierliche Glas fester, das sie dicht vor die Augen hielt, damit ihr Begleiter nicht ihre Bewegung sah.

Die Dame, die plaudernd vor den beiden Herren stand, war wirklich von seltener Anmut, entzückend mit dem großen, das Gesicht beschattenden Hute über den vollen blonden Haaren, unter denen die kleinen Ohren kaum zu sehen waren.

Wie elegant sie dort stand, diese schlanke Figur, mit ruhigen, anmutigen Bewegungen. Und er daneben, groß und stattlich, mit dem scharfen, aber sympathisch interessanten Gesicht.

Eva hörte kaum mehr, was der Baron neben ihr plauderte, nur aus Höflichkeit fand sie hie und da

eine Antwort; und sie war froh, als ihr Vater kam, der mit dem Baron eifrig die Chancen der Pferde erwog, die zu neuem Start aufkanterten.

Sie stützte sich auf die Logenbrüstung und wollte dem Rennen folgen, wollte nur Augen haben für die jetzt in scharfer Pace über den grünen Rasen kommenden Pferde; aber ihre Blicke suchten immer wieder den großen schlanken Herrn, der neben der hübschen Schauspielerin stand, die er Yap nennen durfte.

Das kurze Wort, das ihr noch eben so drollig schien, war ihr jetzt widerwärtig geworden.

*

Zehn Tage später, in einer kleinen Gesellschaft, wurde er ihr vorgestellt, und sie entdeckten, daß sie weitläufig miteinander verwandt waren.

Eva war rasch mit ihm auf guten Fuß gekommen, und bald suchten sie sich in der Gesellschaft und fanden Gefallen aneinander, da er zu plaudern verstand und viel in der Welt herumgekommen war.

Der gute Eindruck, den er an jenem Tage auf dem Rennplatze auf sie gemacht hatte, täuschte nicht.

Ende des Winters erfuhr sie, daß er schon

seit Wochen die braune Stute Yap ohne ersichtlichen Grund verkauft hatte — seine Freunde begriffen das nicht, denn das Pferd hatte entschieden eine Zukunft — und auch mit der andern Yap hatte er sich in Freundschaft auseinandergesetzt.

Vierzehn Tage später wußte Eva den Grund, denn er hielt um ihre Hand an. Sie hatte es im geheimen ein wenig erhofft, aber nie den Mut gehabt, wirklich daran zu glauben.

Als der Winter vergangen war und der Sommer kam, ward sie seine Frau.

*

Sie war die einfache, vornehme Dame geblieben .

Ihre Toiletten waren schlicht und ernst. Das blonde Haar lag glatt um den feinen schmalen Kopf, daß die zarten Züge des etwas blassen Gesichtes dadurch voll zur Geltung kamen.

Schon im ersten Jahre war sie Mutter eines unbändigen Jungen geworden, der ihr viel zu schaffen machte, so daß sie still daheim lebte.

Erich hatte ihr oft gesagt: für ihn brauchte sie sich nicht zu putzen und zu schmücken, für ihn nicht, und für die andern doch erst recht nicht.

Sie fiel nicht auf, trat bescheiden zurück, so daß man von ihr kaum sprach; und obgleich sie klug war hielt sie damit zurück, sogar vor ihrem Gatten.

Seit der Geburt des Kindes war sie viel allein, da Erich bald in England, bald in Oesterreich oder Frankreich war, wo seine Pferde liefen; und so kam ihr allmählich das Gefühl, wie heraufziehende Gefahr, daß sie sich fremder wurden. Er hatte Sorgen, an denen sie nicht unmittelbar teilnehmen konnte, und wenn er ihr auch bei seiner Rückkehr erzählte, so fühlte sie sich doch überflüssig, da dann schon die Unannehmlichkeiten meist vorbei waren. —

Einmal im Theater hatte Fräulein Yap ihnen gegenüber in der Loge gesessen, ganz zufällig. Sie hatte nicht mehr daran zurückgedacht, nie war jemals eine Andeutung gefallen. Unvermittelt, saßen sie sich gegenüber, und sie fühlte, wie er an ihrer Seite unruhig wurde; er hörte so wenig auf das Stück wie sie selbst, nur seine Hände knitterten an dem Theaterzettel.

Er ahnte nicht, wo und unter welchen Umständen Eva ihn zuerst gesehen, ob sie von der Existenz der Yap überhaupt eine Ahnung hatte.

Anfangs wollte sie ihm helfen, wollte aufbrechen, ein Unwohlsein vorschützen, um ihn zu befreien; aber sie stand unter einem Banne, daß sie die Situation auskosten mußte, — und sie blieben bis zum Ende und atmeten erst auf, als sie endlich im Wagen saßen. Den ganzen Abend war er still und nervös, aber gegen Eva von rührender Aufmerksamkeit.

Wie ruhig und stolz jene in ihrer Loge gesessen mit einer älteren Begleiterin, tadellos, schöner fast als früher, frischer und anmutiger, entzückend in ihrer verführerischen Toilette.

Wie reizlos nichtssagend kam Eva sich in ihrem schlichten Kleide an der Seite ihres Gatten vor.

Von dem Tage an dachte sie viel an Yap. Nun, da sie aufhorchte, erfuhr sie auch allerlei von jener: wie man ihr nachrühmte, daß sie ein tadelloses Leben führe, daß der Klatsch ihr nicht das geringste nachsagen konnte; aber auch, wie sie einmal das Wort hingeworfen hatte: sie warte nur darauf, daß Erich von Rödinger zu ihr zurückkehre.

Von dem Augenblick an war es um Evas Ruhe geschehen. Das Wort, diese sichere Hoffnung, die sich

darin aussprach, hatte sie erschreckt und ganz fassungslos gemacht.

Bis dahin hatte sie geglaubt, die Vergangenheit sei für immer tot, — nun erfuhr sie, daß sie eine geheime Feindin hatte, die nur auf den günstigen Moment wartete, um ihr triumphierend den Gatten zu rauben.

Wirkliche Angst aber hatte sie von dem Tage an, als sie erfuhr, daß Erich mit Yap auf dem Rennplatze zusammengetroffen war und mit ihr ein paar Worte gewechselt hatte. Es war Zufall gewesen, und sie erwartete nicht, daß er durch ein Verleugnen sich lächerlich machte, — aber sie war fassungslos.

Was sollte sie thun, was konnte sie thun, damit jene nicht den Sieg davontrug?

*

Sie begann Vergleiche zu ziehen zwischen sich und ihrer Nebenbuhlerin, Vergleiche, die nicht zu eignem Gunsten ausfielen.

Sie gestand ohne weiteres zu, daß jene die schönere war, durch ihre blendende Toilette und die ganze Art ihres Auftretens. Dazu kam der Charme, daß sie Künstlerin war — und Eva begriff, wie es einem Manne

schmeicheln mußte, sich mit einer solchen Frau zu zeigen.

Sie aber hatte nie Gebrauch von ihren gesellschaftlichen Fähigkeiten gemacht. Und auf ihr Aeußeres hatte sie schon gar nichts gegeben, hatte nie was für sich und ihre Schönheit gethan; sie ging noch angezogen wie in der kleinen schlesischen Garnisonstadt, wo es als Hochmut und unverzeihliche Extravaganz galt, wenn man nicht wie ein Aschenputtel selbstgemachte Kleider trug. Und eine eigne Meinung durfte man schon gar nicht haben, wollte man nicht von vorn herein in Verruf kommen. —

In grüblerischen Stunden hatte sie ihren Entschluß gefaßt: sie wollte die Feindin mit den eignen Waffen schlagen.

Es kam ihr zuweilen vor, als schleiche sich die Langeweile ein, als verlange Erich nach dem Umgang mit andern Frauen. Er hatte nicht mehr so viel Zeit für sie übrig, die selbst mit ihrem Kinde viel beschäftigt war.

Sie war entschlossen, ihn nicht nur sich zurück zu erobern, sondern für immer zu gewinnen, damit ihm kein Gedanke an die Vergangenheit blieb.

Um ihrer Sache aber ganz sicher zu sein, mußte sie ihre Rivalin studieren, und so sehr es ihrem inneren Gefühl widerstrebte — entschlossen, das äußerste zu wagen, benutzte sie ihres Mannes gelegentliche Abwesenheit, um sie auf der Bühne zu beobachten, in dem Theater, das er bisher geflissentlich gemieden hatte.

Jede Bewegung, jede Miene studierte sie, ihr weinen und lachen, jeden Tonfall ihrer Stimme. Als sie sich einmal dabei überraschte, wie sie unter einem Zwange den Versuch machte, zu lachen wie jene, überkam sie die Scham. Aber dann siegte das Verlangen, das Andenken an diese Yap bei ihrem Gatten zu tilgen. Ihre Eitelkeit und ein ungekanntes Selbstvertrauen regten sich in ihr und gaben ihr Mut, eine Yap auszustechen.

*

Sie wollte alles auf eine Karte setzen, deshalb wandelte sie ihren Haushalt und ihr Leben nicht langsam um, sondern wartete eine kleine Gesellschaft ab, die sie gaben, bei der sie, ohne zu zagen oder schrittweise zu zaudern, den Versuch wagen wollte. Man sollte gleich mit einem fait accompli zu rechnen haben.

Trotz des kleinen Kreises war die Tafel groß-

artiger und glänzender als je zuvor. Einmal mußte man doch anfangen, sich zu zeigen, hatte sie ihrem erstaunten Manne geantwortet.

Sie hatte ihn gebeten, die Gäste zu empfangen und sie bei ihnen zu entschuldigen; sie sei mit der Toilette noch nicht fertig. Sie beging die Unhöflichkeit zu warten, bis alle Geladenen beisammen waren, trotzdem Erich zweimal nach ihr geschickt hatte.

An der Thür zum Salon, hinter der sie das angeregte Summen plaudernder Stimmen hörte, mußte sie stehen bleiben, um ihr aufgeregtes Blut zu beruhigen.

Dann hatte sie die Schwelle überschritten, und jähe Röte schoß ihr in die Wangen, als das erstaunte, schmeichelnd verwunderte Ah! der Gesellschaft sie empfing.

Ihr Mann eilte ihr entgegen, strahlend, ganz aufgeregt:

— Aber, Eva! . .

Er hielt ihre beiden Hände gefaßt und hätte sie am liebsten nicht gelassen, obwohl alle sie umdrängten, um die junge Frau zu begrüßen, die in ihrer Schönheit kaum wieder zu erkennen war.

Aus der einfachen, schlicht gekleideten Eva war

über Nacht eine elegant angezogene Weltdame geworden; sie trug ein helles Pariser Modekleid, raffiniert chic, das ihre hohe, mädchenhaft schlanke Figur voll zur Geltung brachte und, tief ausgeschnitten, ihre prachtvollen Schultern zeigte. Das sonst klösterlich schlicht anliegende Haar, das sie nur mit Mühe glatt gezwungen hatte, wellte sich, die Schläfen mit wirrem, blondem Gelock umrahmend.

Alles an ihr schien verwandelt. Sie hielt sich anders, sie sprach anders und gab sich anders.

Sie hatte das seltsame Gefühl, daß sie mit dieser eleganten Toilette, mit der neuen modischen Frisur auch einen andern Menschen angezogen hatte, daß sie eine andre geworden war, daß sie sich gar nicht anders geben konnte, als im Einklang mit ihrem Kostüm.

Die Bewunderung berauschte sie; sie war lebhaft wie nie zuvor, sie trank hastig, plauderte und scherzte, und innerlich kostete sie den seligen Triumph aus, wie Erich gegen seine Tischdame nahezu unhöflich unaufmerksam war und immer nur seine Frau bewundernd anstarrte, die ihm ein Rätsel schien.

Früher hatte sie nicht gewagt, ein eignes freies

Urteil abzugeben; heute zum erstenmal traute sie sich mit den Errungenschaften ihres Nachdenkens hervor; sie lobte und tadelte, wie sie empfand — und so war sie bald der Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft, beherrschte und lenkte das Gespräch, während sie früher, in anderen Kreisen wie auch daheim als Hausfrau, stets bescheiden zurückgetreten war.

Sie errang einen vollen Triumph.

Ihr Gatte war hingerissen, er war in dieses neue Wesen, das seine kleine Frau war, ganz verliebt; er zeigte sich eifrig um sie bemüht, nicht mehr als ruhiger Gatte, sondern als der aufmerksame Liebhaber von früher.

Jetzt hatte sie ihn unlösbar an sich gekettet.

*

Drei Monate waren verflossen, drei Monate froher Siegesgewißheit, daß eine Yap völlig geschlagen war.

Manch einer hatte verwundert den Kopf geschüttelt, wie diese stille kleine Frau sich gewandelt hatte, wie sie an rauschenden Vergnügen und glänzenden Toiletten sich nicht genug thun konnte.

Drei Monate des Triumphes, — ehe sie die bittere Erfahrung machte, wie sehr sie sich getäuscht hatte.

Sie saß am Fenster und sah auf die flackernden Lichter der Straße hinab, wo der Wind den Regen vor sich hertrieb; sie sann nach und sagte sich, daß sie gleich einem unwissenden Kinde gehandelt hatte, das vom Leben nichts verstand.

Sie hatte geglaubt, das Andenken an Yap für immer zu verwischen, und sie hatte einzig Halbvergessenes aufs neue heraufbeschworen, alte Erinnerungen aufgefrischt, bis ihre geborgte Nachahmung, diese gemachte Kopie, bei Erich die Sehnsucht nach alten Zeiten geweckt hatte.

Er hatte Eva kennen gelernt und lieb gewonnen als still bescheidenes Mädchen; die Heimlichkeit und Einfachheit des Hauses hielten ihn gefesselt — dann war er im Anfang wohl geblendet von der geborgten Pracht der großen Dame, zu rasch nur war dieser neue Reiz verbraucht, und auch der alte Zauber war auf immer zerstört.

Sie hatte ein gewagtes Spiel getrieben, und sie hatte die Partie rettungslos verloren. Bei dem Vergleich zwischen dem Original und der Kopie hatte Yap gesiegt! Er war zu der zurückgekehrt, die sie hatte nachahmen wollen mit äußerlichem Flitter, anstatt

der Macht der eignen schlichten Persönlichkeit zu vertrauen.

Nun hatte sie alles verloren, und sie fand den Weg nicht mehr zurück, den sie gegangen war.

Sie lehnte am Fenster und sann; sie fand den Mut nicht mehr, denn nun hatte sie all ihre Waffen aus der Hand gegeben; und die Hände gegen die müden, von vielen Thränen heißen Augen und an die wild klopfenden Schläfen gepreßt, rettete sie sich zu ihrem Kinde.

Träumerei





Es ist mir der liebste Aufenthalt im Schlosse: die große, stille, braungetäfelte Bibliothek.

Parterre, ein Eckzimmer, in dem nach dem Garten gelegenen Flügel, hoch und luftig, mit drei Fenstern Front und zwei schmalen Seitenfenstern.

Immer herrscht in dem Raume ein schmeichelnd laues Licht, das sich gleich einem zarten Schleier ausbreitet; denn um die Säulen der Terrasse, die in den Park führt, schlingt sich wildrankender Wein, dicht, mit gelben und roten Blättern, daß nur vereinzelte Sonnenstrahlen durch die Lücken sich stehlen können.

Das eine Seitenfenster ist ganz frei, absichtlich, damit das Tageslicht ungehindert herein- und den Schreibtisch überfluten kann, der alt und schwerfällig hier sein ruhevolles Dasein fristet.

Das mittlere Frontfenster ist zugleich die Ausgangsthür zur Terrasse. Die Thür steht mit beiden Flügeln weit auf, daß man frei hinausblicken kann, bis tief hinein in den dichten lauschigen Park.

Ueber die Terrasse ragen die breiten Zweige der Nußbäume, und ein Flüstern und Rauschen geht beständig durch die großen, trockenen Blätter, wie eine endlose Melodie.

Hier sitze ich gern in aller Morgenfrühe, sinne bald hinaus in den stillen Park, wo die erste Sonne leicht auf den schimmernden Wegen liegt und den feinen Strahl des Springbrunnens, der sich aus der Muscheltrompete eines nackten Knaben erhebt, in Silber zu wandeln scheint, — bald wieder vertiefe ich mich in das Buch, das auf meinen Knieen aufgeschlagen gähnt.

Abwechselnd lese und träume ich. —

Draußen pfeifen die Schwarzdrosseln munter ihr lustiges Morgenlied, die Staare plappern unaufhörlich, zuweilen hüpft ein frecher Spatz auf der Schwelle hin und her, dreht neugierig den Kopf bald rechts, bald links, und läßt sein abscheulich langgezogenes Jiep ertönen.

Man duldet seinesgleichen in den Ställen drüben

zwischen den niederen grauen Wirtschaftsgebäuden; allein mit angeborener Unverschämtheit wagt sich das Völkchen keck in den herrschaftlichen Park, bis ich von meinem Herrenrechte Gebrauch machen muß und mit der Büchse dazwischen knalle.

Da giebt es für eine Weile wieder Ruhe vor den frechen Gesellen, denen es mehr Spaß macht, sich zwischen den Rosensträuchern herumzubalgen, als im Obstgarten und den Ställen ihren Polizeipflichten obzuliegen.

Jetzt hüpft wieder so ein übermütiger Patron bis an die Schwelle der Thür, zwinkert mit den listigen Augen, streckt den Kopf vor und lugt in das dunkle Bücherzimmer.

Er hüpft mit wiederholtem Jiep! — jääp! hin und her, bis er auf eine plötzliche Bewegung hurtig die Flucht ergreift und sein Versteck im dichten Geblatt des Nußbaumes sucht. —

Dann versenke ich den lesenden Blick wieder in das Buch, ein altes, längst vergessenes Buch, Max Waldau: Nach der Natur.

Nach der Natur! . . .

Was für seltsame Bücher die Leute doch früher geschrieben haben.

Vor Jahren, vielen, vielen Jahren habe ich es gelesen. Nun ist es mir zufällig wieder in die Hände gefallen und ich blättere darin.

Die Seiten sind arg zerlesen, voller Brüche und Eselsohren, und die grauen, löschpapiernen Blätter voller Stockflecke, große gelbe Flecke, wie Rost.

Und doch ist es den alten schwerfälligen Folianten und den behäbigen Schweinslederbänden gegenüber, die ehrwürdig ihre weißen Rücken mit den in verblaßter gelblicher Tinte geschriebenen, seltsamen Titeln aus den hohen Regalen mir zukehren, ein verhältnismäßig junges Buch.

Nach der Natur! —

Eine seltsame, altmodische Natur, an die man mit vorgefaßter Meinung heranging, bei der eigentlich alles Kunst war, alles gekünstelt, modisch gestutzt und zugeschnitten.

Nur hie und da einmal ein warmer lebendiger Hauch, wie erwachender Frühlingswind durch diese abstrakte Luftleere.

Ich lasse das Buch in den Schoß sinken und grüble weiter, bis ich sehe, wie ein brauner Schmetterling, ein

großer Fuchs, taumelnd durch die geöffnete Thür hereingeflattert kommt.

Er tanzt schwirrend ängstlich um die wenigen in der Ecke stehenden Palmen und die lang herabhängenden Schlinggewächse, dann nach heftig nervösen Zickzackbewegungen läßt er sich auf einem großmächtigen Folianten nieder, der aufgeschlagen auf der Trittleiter liegt.

Es ist ein alter historischer Schmöker, mit Buchstaben riesengroß.

Der Falter klappt langsam mehrmal mit den feinen braunen Flügeln, dann zuckt er leise mit dem schlanken Leibe, und nun hält er sich ruhig, als wolle er die gewaltigen Lettern enträtseln.

Ich schaue ihm lange zu, wie er sich endlich erhebt und suchend im Zimmer umherirrt, bis er an eines der geöffneten Fenster kommt und hinausflatternd im grünen Parke entschwindet. —

Es ist wieder einsam ringsum.

Der Wind schläft, und nur vom Grasplatze her tönt das feine Geplätscher der Fontaine.

Draußen in der Sonne summen die schwirrenden Fliegen und Insekten, aber sie kommen nicht herein in das halbdunkle kühle Gemach.

Mein lesemüdes Auge überfliegt die braungetäfelten Wände und die hohen bis zur Decke ragenden eichenen Regale. Auch in den beiden Nebenzimmern stehen alle Wände und selbst die inmitten der Räume aufgestellten Stellagen voller Bücher.

Der Goldschnitt findet sich hier nur vereinzelt, aus Zufall.

Aristokratisch hinter staubabwehrenden Spiegelscheiben stehen sie droben im Salon — oder liegen mit mehr plebejischer Arroganz auf den Tischen umher, als neueste illustrierte Modeprachtwerke.

Hier herrscht dieses Flittergold nicht, das nur gut ist, die thörichte Menge zu blenden.

Selbst die Klassiker stehen hier bescheiden im grauen, pappendeckelnem Klostergewand, im tiefsten Incognito, als ob es arme Reisende seien. Ich mag sie nur in dieser schlichten Einfalt leiden. —

So sinne ich und vergesse ganz meinen Waldau.

Eine Zeit lang lese ich wieder, und manchmal, nach gelindem Aerger, habe ich meine helle Freude an dieser frisch empfindenden Natürlichkeit, die dabei stets ein bischen, ein ganz klein wenig verschroben ist — ohne

das geht es eben nicht —, an dieser mannhaften Kindlichkeit, dieser mehr als naiven Philosophie.

Wie fern, weltenfern liegen uns diese Empfindungen und Gedanken, all' diese seltsamen gesellschaftlichen Zustände.

Aus der Junkerwelt! . . .

Manchmal scheint es wie das versunkene und vergessene Reich der Inkas, wie ein fernes Himmelblau, vorzeitlich sagenhaft. Und mitten hinein dann ein heller Klang, ein leiser schwirrender Ton, wie ferner Jagdruf, so modern, zum erstaunen.

Ich lese schon wieder nicht mehr, ich träume; und der Blick schweift vom Buche ab, hinaus in die blühende duftende Natur, bis ich das Büchlein nun gelangweilt bei Seite lege und mich träge, langsam aus dem bequemen Sessel hebe, um hinauszutreten in die weitgeöffnete Terrassenthür.

Weithin vor mir dehnt sich der Park, wohlgepflegt, mit scharf abgestochenen, in der Sonne kiesschimmernden Wegen, in denen nicht das schüchternste Grashälmchen aufkommt.

Die Rasenflächen liegen im Sonnenthau, kurz-

geschoren, saftgrün, mit den bunten Oasen der Blumenbeete, oder den schwarzen Erdkreisen, aus deren Mitte sich blühende Rosenstöcke erheben.

Hinter dem Blumengarten beginnt der Park, verschlungenes Waldesdickicht, enge laubbedeckte Pfade, rieselnde Bäche mit rohgefügten Baumstammbrücken und melancholisch stillen dunklen Seen, voller Schilf und Sumpfpflanzen, die unbeweglich scheinen, bis aus der Schlammflut einmal ein spielender Fisch springt, und nun für einen Augenblick immer weiter wachsende Wellenkreise sich am Ufer verlieren.

Es ist morgenstill . . .

Nur zuweilen von den fernen Ställen her hört man das Rufen der Knechte und Mägde, oder eine Kuh brüllt dumpf auf.

Der Kiesweg des Parkes zeigt feine Fußspuren im Sande, halbverwischt.

Die neugierigen Blumen strecken heute vergebens die Blütenköpfe vor, ob nicht auf der Weinlaubterrasse eine schlanke Gestalt im lang flutenden, hellen Morgenkleide erscheint, um in den Park zu eilen, die weiche kühle Luft der ersten Frühe zu atmen und die frischen

Rosen zu brechen, die sie sich in das braune Haar flicht, das ihr noch frei über die Schultern fällt.

Aber keine weiche Frauenstimme weckt den Gesang der Vögel, keine Schleppe rauscht am Rasen hin und macht den Sand knistern.

Der Park schläft. —

Mittagsschwüle steigt langsam herauf, und die Vögel werden mählich ganz still.

Nur die große altmodische Wanduhr schlägt ihr dumpfes Tick-tack eintönig, gleichförmig fort . . . .

Ich habe mich wieder in den alten Ledersessel gelehnt und blättere in meinem Waldau — aber ich lese nicht.

Ich träume weiter. . .

Der stille Park schläft in der Mittagssonne.

Die alten verstaubten Bücher schlafen hier ungestört seit Jahrzehnten, und über all' dem breitet es sich wie ein vergessen heimlicher Märchentraum, bis auch mir die müden Augen langsam träumerisch zufallen.





Verkannt





— Natürlich, ich störe dich, ich weiß schon, — du sagst ja, man stört dich immer, aber heute ist mir das ganz gleich. Du mußt mir raten.

Er kam ganz aufgeregt, wie ich ihn kaum je gesehen, daß man wunder denken konnte, was passiert war.

Die Ledermappe, in der er das Manuskript seiner kunsthistorischen Vorlesungen trug, — ich hatte ihn im Verdacht, daß er die Mappe mit ins Bett nahm, ging von einer Hand in die andere.

— Was ist denn los! Das sieht ja gefährlich aus, geht's gleich an's Leben?

— Das grade nicht.

— Na, um so besser. Also ohne Umschweif.

— Das sagst du so. Du, ich glaube ich habe gestern einen gräßlichen blunder gemacht.

— Weiter nichts? —

— Erst mal eine Frage: erkennst du eine Dame, die du in Gesellschaft en grande tenue gesehen, später auf der Straße, in Hut und Schleier und womöglich dem alles verhüllenden Mantel oder Cape, oder wie so'n Ding heißt, wieder?

— Das kommt darauf an . . .

— Ich nie, — Frauen sehen überhaupt immer anders aus, vielleicht weil sie vielseelischer sind, weil . . .

— Du, hör auf, ja! . .

— Aber ich muß dir das doch erklären. Also, siehst du: ich glaube, Frauen bestehen überhaupt nur aus ihren Kleidern, die geben ihnen den Charakter, eine Frau ist: wie sie angezogen ist.

— Mensch, hör auf . . , zur Sache, zur Sache!

— Aber so höre doch: also beim spazierengehen — du weißt, wegen meiner doch ziemlich sitzenden Lebensweise — na, also gut — also beim spazierengehen geht mir die logische Gedankenassociation ab; ich muß überhaupt erst an den betreffenden Menschen denken, um ihn im hastigen Gewühl als Individuum in seiner früheren Beziehung zu meinem Ich zu erkennen. Und dann: wegen meiner Kurz-

sichtigkeit sehe ich wohl im Zimmer die Menschen zu nahe und habe den Blick nicht für die Ferne, sodaß ich den betreffenden immer erst einmal auf der Straße gesehen und mit Muße beobachtet haben muß, um ihn in der Folge wieder zu erkennen. Das ist mir schon oft unangenehm gewesen, denn drei Sekunden später fällt es mir stets ein, wer das war. Gestern aber war die Sache ganz schlimm; ich glaube wenigstens, siehst du, — und da möchte ich es dir gern erzählen, da du doch schließlich schon so viele andere Dummheiten von mir weißt.

— Aber mit Vergnügen.

— Also ich stand gestern Abend an der Potsdamerbrücke, weißt du der neuen, die umgebaut wird, na du weißt ja — oder vielmehr in der Potsdamerstraße an der Pferdebahnhaltestelle, so in der ersten Dämmerung, als die Laternen schon brannten, und das Zwielicht alles undeutlich ließ. Ich ging wartend auf und ab, und sah mir dabei die Menschen an, das heißt, ich sah mehr drüber hin, denn ich dachte, was ich wohl zu Hause heute anfangen sollte für den Abend.

Mit einem Male sah ich zwei dunkle Augen, ich sah nur diese beiden Augensterne durch einen Schleier

unter einem dunklen Hute, prachtvolle Augen. Und der breitrandige Hut neigte sich etwas, daß die Augen unter dem Rande noch eben vorschauten und sich dann wieder fragend groß auf mich richteten.

Es schien als ob die Augen mir zulächelten, und ich glaube, ich lächelte auch ein wenig.

Dann sah ich eine zierliche Figur, ganz dunkel gekleidet, aber sehr fesch, ganz famos, dafür habe ich was über, als Aesthetiker natürlich; aber ich war nicht im klaren, ob ich eine junge Dame, oder ein kleines Mädchen vor mir hatte. Das soll einer heut zu Tage wissen, das ist wirklich zu viel verlangt.

Wie sie jetzt, in der Hand den Schirm und zwei kleine verschnürte Packetchen, neben mir an der Haltestelle stand, und meinen fragenden Blick mit einem lächelnden Augenaufschlag beantwortete, war ich total im Zweifel.

Anfangs überlegte ich mir, ob ich die junge Dame etwa kannte. Vielleicht war's eine meiner Schülerinnen, aber die kannte ich alle, auch auf der Straße — und von denen hätte mich auch keine so — na so suffisant angeguckt. Nein, ich kannte sie entschieden nicht, das Gesicht hätte ich gewiß nicht vergessen.

Ich stand etwa zwei Schritte von ihr, sah sie an und klopfte mit dem Stocke spielend an die Bordschwelle, so recht gnädig, als wollte ich ihr sagen: bitte schön, betrachte mich nur genau, was für ein netter Mensch ich bin. — Du, bitte, laß mir den Glauben, es ist mir schon so oft gesagt, daß ich's nun mal glaube.

Wie sie mich nun wieder ansah, da glaubte ich: es könne nur ein leichtsinniges kleines Mädchen sein, das nicht eben böse sein würde, wenn man ihre Bekanntschaft machte.

Und als wir zweimal gemeinsam vergeblich an einen voll besetzten Wagen herangetreten waren, sah ich sie genauer daraufhin an, und da sie den Kopf etwas neigte, um mich von der Seite zu mustern, redete ich sie an, unpersönlich, so mit einer Bemerkung über die Pferdebahn; und als ich an den Hut faßte, grüßte sie mit einem andeutungsweisen Neigen des Kopfes, so daß ich nun keck sagte, da sei es ja besser zu Fuß zu gehen, und ihr meine Begleitung anbot.

— Wenn es Ihnen viel Spaß macht, sagte sie, nicht eben ermunternd.

Aber nach den ersten Sätzen kam es mir vor, als

kenne sie mich, und so fragte ich sie denn, ob ich vielleicht die Ehre hätte: sie zu kennen und nicht zu erkennen.

Sie sah mich kokett an und antwortete:

— Es scheint doch nicht; ich kenne Sie zwar, aber Sie mich offenbar nicht.

— Und darf man wissen, mit wem . . .?

— Wozu? — Genügt es Ihnen nicht, daß ich Sie ein wenig kenne?

Damit mußte ich mich also zufrieden geben, und ich redete auch schon auf sie ein, und sprach von dem aesthetischen Genuß, den mir ihr Anblick und ihre dunklen Augen bereitet hatten.

Sie ließ sich das gern gefallen, sodaß ich, der sich sonst auf dergleichen Dinge nicht sonderlich versteht, mir unglaublich keck und verwegen vorkam.

So begleitete ich sie denn nach dem Westen, und auf dem Wege wurde ich immer unternehmender; aber in einer feinen Weise wehrte sie mir und zog immer wieder die Grenze zwischen uns. Das erhöhte nur die Pikanterie.

Als wir in die Maaßenstraße einbogen, sagte sie: hier wohne ich; aber da es ganz dunkel geworden unter

den dichten Bäumen und wir in ein leichtsinniges Geplauder gekommen waren, gingen wir noch ein Stück auf und ab.

Ich hielt sie jetzt für eine Art besseren Verhältnisses oder so, allein als ich sie fragte, ob sie mich nicht zu einer Tasse Thee einladen wollte, lachte sie mich aus: was ich mir wohl einbilde, das ginge denn doch nicht.

Weshalb denn nicht? — sie lachte immer, bis ich endlich drängte: dann solle sie ihre Packete abgeben und wir wollten irgendwo zusammen hingehen.

Sie war garnicht böse, nur schwach wehrte sie sich — das ginge wirklich nicht, das thäte ihr sehr leid — man dürfe sie nicht mit mir sehen.

Na, ich brachte so alle Gegengründe vor, die man bei derartigen Gelegenheiten auf Lager hat, und ließ nicht nach, bis sie endlich sagte, nachdem sie forschend zu einem großen Hause aufgeblickt hatte:

— Wenn Sie durchaus darauf bestehen, kommen Sie lieber zu einer Tasse Café mit herauf — aber, haben Sie auch den nötigen Mut? . . .

Ich beteuerte eifrigst, — wenn es mir auch zu denken gab, denn falls uns nun ihr Verhältnis aufmachte

oder überraschte. Na, das konnte lieblich werden — aber schließlich: darauf mußte man sich eben gefaßt machen, das war die Geschichte wert.

Also wir kletterten die Treppe hinauf, ich mit so einer Art angenehmer Beklemmung.

Ein Mädchen mit einem schmucken Hamburger Häubchen öffnete auf ihr Klingeln. Ein Schild konnte ich nicht entdecken, auch stand sie gerade vor der Klingel, und so trat ich denn ein.

— Anna, machen Sie im kleinen Zimmer Licht. — Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick — nur einen Moment.

Ich legte also ab und trat ein.

Ich mußte eine ganze Weile warten, und hatte Muße mich umzusehen. Hübsch eingerichtet war das Zimmer, ich suchte nach Bildern, aber davon war hier nichts zu finden. Das richtige Damenboudoir, ganz helle Farben, an den Wänden ein paar Pastell-Landschaften, und ihr Köpfchen, eine ganz flotte Aquarelle, vor der ich lange stand.

Sonst kein Bild, keine Photographie — nichts was einem den Charakter der Bewohnerin verraten konnte,

nur ein paar Bücher auf dem Tischchen, offenbar die letzten Romane.

Ich wollte gerade genauer sehn, was sie las, da kam sie wieder ins Zimmer, und sah mich an, als ob sie sagen wollte: nun? wie ist dir denn?

Aber mein Mut hatte mich ein wenig verlassen, und doch wäre ich so furchtbar gern unverschämt geworden.

In dieser Umgebung, in dem halbdunklen Zimmer, wo sie sich ganz in den Schatten der Lampe setzte, daß man ihr Gesicht kaum sehen konnte, hielt ich sie jetzt für eine junge Wittwe, denn ein Hauch von Anständigkeit schien, wo sie ohne den kecken Hut war, von ihr auszugehen.

— Gleich bekommen Sie auch ihren Café, wenn Sie hübsch brav sind.

Und ich versprach ihr, so brav zu sein, wie nie in meinem Leben, — und hatte dabei die redlichste Absicht, es unter keinen Umständen zu sein, sondern ganz im Gegenteile.

Das Mädchen brachte die kleinen Tassen, auch einen Cognac, sehr feiner Meukow, und nun hatte man ja Zeit, die Sache sich in Ruhe entwickeln zu lassen.

Ich wiegte mich bald in einem angenehmen Gefühle der Sicherheit und Behaglichkeit, in Erwartung kommender Dinge, um die ich jeden Mitmenschen beneidet haben würde.

Nur ein Lächeln von ihr, das ihr aber entzückend stand, störte mich ein wenig, ein beinah ironisch überlegenes Lächeln, das ich trotz des Halbdämmerns erkennen konnte, und das mich irritierte.

Damit hielt sie mich gleichsam drei Schritt vom Leibe — aber vielleicht irrte ich mich, und es sollte möglicherweise meine Schüchternheit aufmuntern, die ich nicht los wurde.

Ich stellte gerade die kleine Tasse aus der Hand und wollte unternehmender werden, als ich erschrak. Ganz deutlich im Nebenzimmer Schritte, — harte Männerschritte, sodaß ich aufsprang, aber mit einem beruhigenden Lächeln, das mir durch und durch ging, sagte sie — und mit einem Male kam sie mir ganz verändert und unglaublich bekannt vor:

— Mein Mann! — er wird sich gewiß freuen, Sie wiederzusehn. . . .

Dabei legte sie ein solches Gewicht auf das

wiedersehn, das ich ein freudiges Gefühl der Beruhigung auf den anfänglich nicht gelinden Schrecken empfand.

Ehe ich noch zur Besinnung kam, stand auf der Schwelle ein Mensch mit einem dunklen Vollbarte, den ich wahrscheinlich wie eine Erscheinung anstarrte: mein Freund Baumert.

— Hessing, Mensch bist du's denn wirklich? — Das ist ja riesig nett, meine Frau hat mir gesagt, es sei ein Bekannter da — aber daß du's bist; nein, das ist aber zu nett, daß du endlich den Weg zu uns gefunden hast. Lang genug hast du's dir überlegt.

Und er ließ meine Hände nicht los, während ich voller Verlegenheit keine Worte fand; allein in seiner Freude merkte er das garnicht.

Er war im letzten Winter nach Berlin gekommen, und wir hatten uns einmal flüchtig in einer Gesellschaft getroffen, wo ich mit seiner Frau einen Augenblick geplaudert hatte.

Jetzt erkannte ich sie zu spät wieder, jetzt verstand ich auch das Lächeln, und wie eigentümlich ich ihr vorgekommen sein mußte.

Sie lachte seelenvergnügt; und als er fragte, was sie denn habe, sagte sie:

— Ach, mir fiel nur was furchtbar komisches ein.

— Mir scheint, dir kommt alles mögliche komisch vor.

— Das thut's auch.

Er zog sie an sich, und an ihn gelehnt, lachte sie mir zu, aber so nett, daß das niederträchtige Gefühl, wie ich eingegangen war, rasch verflog.

Sie erleichterte mir wirklich redlich die peinliche Situation und half mir über die Verlegenheit, in die sie mich gebracht hatte, weg, sodaß ich ihr den Scherz bald verziehen habe, den sie sich mit mir erlaubt hatte.

Sie behauptet sogar, ich hätte mich sehr fein heraus gezogen. Was sagst du dazu? —

— Das ist alles? na und . . .

— Ich habe mich natürlich später, unter vier Augen sehr entschuldigt.

— Nun, und was sagte sie?

— Sie habe nichts zu entschuldigen, sie hätte garnicht gedacht, daß ein Mann einer Dame gegenüber, von deren Tugend er offenbar nicht viel zu halten schien, sich so artig benehmen würde. Das hat mich eigentlich wieder gekränkt, denn danach hätte ich mich ja eigentlich noch toller blamiert.

— Du lieber Gott.

— Ich habe mich aber auch so entschuldigt.

— Daß du nicht ungezogener warst? — Das ließe sich doch nachholen.

— Aber nicht doch, nein —

— Sag mal, hat sie ihrem Manne die Geschichte erzählt.

— Ihrem Mann? — Nein, du — sie meinte, wir wollten das lieber für uns behalten. Das sei netter.

— Eigentlich schade, daß es gar ein so guter alter Freund von dir ist.

— Wie meinst du das? — — ach so — ja — du, ja — das ist wirklich schade! — weißt du, sie ist wirklich riesig nett, und wenn . . . . aber —





Trommelklang







Drückend schwüle Hitze lagert schon am frühen Vormittage über der Stadt.

Die Kastanien des Hofgartens lassen ihre breitschattenden Blätter schlaff hängen. Seit Wochen liegt ein feiner grauer Staub darauf, den der warme Morgenwind von der Straße aufwirbelt; und den kein Regen bis jetzt abgewaschen hat.

Ein paar Sperlinge baden sich in dem heißen Straßenstaube und fliegen nun zankend auf, um in proletarierhaftem Dünkel vom Dache der Residenz ihr Geschrei über den Wagen, der sie verscheucht hat, ertönen zu lassen. —

Das alte Weib in Männerstiefeln, trotz der Hitze ein dickes blaues Tuch um den Kopf gewunden, mit dem alten Männerhute und ihrem vielfach geflickten,

durch Regen und Sonne ausgebleichten und verwaschenem Rocke, hat einen Augenblick mit Straßenkehren aufgehört, um den Wagen vorbeizulassen.

Dann wirbelt sie weiter den Staub auf; denn alles Wassersprengen vermag nicht, ihn der trocknen Gluthitze zu berauben.

Die Sperlinge kommen wieder auf die Straße herab und zanken sich um den frischgefallenen Pferdedünger; glühendheiß prallt die Morgensonne von dem ausgedörrten Erdboden zurück. —

Ein fernes, leises Rollen läßt das alte Weib mit dem runzligen Gesichte und abgemagerten farblosen Händen, die den Stiel des Besens umklammern, aufhorchen.

Ist es Militär oder nur ein fern hinrollender, rasselnder Wagen? —

Es klingt näher und näher. Es ist Trommelwirbel, der seltsam dumpf in diese brütende Morgenhitze hinein tönt.

Schon biegen die Tambours um die Ecke und schwenken in das Arkadenthor des Hofgartens ein.

Der Tambourmajor senkt seinen Stab, beschreibt

wagerecht die Schwenkung, schwingt ihn zwei- dreimal elegant im Kreise und weist dann mit der Spitze in die Richtung.

Wieder geht es geradeaus, während er leicht bei jedem Schritte den Takt angiebt.

Hinter ihm drein schnurgerade die Sektionskolonnen des Bataillons, das vom Exerzierplatze in die Kaserne einrückt.

Der Tambourmajor giebt das Schlußzeichen. Die Trommeln verstummen, die Musik fällt ein, und der Schritt wird stramm und energischer. Gilt es doch, vor dem Einrücken noch einen guten Parademarsch zu machen. —

Die alte Frau ist beiseite getreten, nach dem Hofgarten zu, wo die überhängenden Zweige der Bäume einen spärlichen Schatten spenden.

Sie sieht die Musiker an sich vorüberziehen, die Stabsoffiziere auf ihren müden Pferden vorbeireiten, — dann kommt die Kolonne.

Den Soldaten perlt der Schweiß an den sonnenverbrannten, braunen Schläfen herab und mischt sich mit dem von den schweren Stiefeln in dichten Wolken

aufgewirbelten grauem Staube, daß die dunklen Gesichter unter den Helmen ganz wild aussehen.

Auf den Stiefeln, den Pickelhauben, auf den Schultern und den Gewehrläufen liegt dicht der feine, farblose Staub.

Boshaft dringt er in die Augen ein, in Nase und Mund, daß die Kehle noch trockener wird, als sie schon von der Hitze ist, daß die Zunge am Gaumen klebt.

Gleichmäßig geht es im Marsche fort, eins — zwei, eins — zwei. —

Das alte Weib stützt sich auf den Besen.

Schlampig genug sieht sie aus neben dem staubigen Militär. Das blaue Sonnentuch fällt ihr über die Augen, unter dem ein paar wirre graue Haarsträhnen sich hervorstehlen, und den großen schmutzigen Hut hat sie tief in das Gesicht gezogen.

Der Rock hängt zerfetzt an ihr herum; Sonne, Regen und Schnee haben die Farben längst ausgezogen. Die hohen Stiefel sind schiefgetreten und jappen an den Seiten weit auf, daß Schmutz und Nässe eindringen können.

Ein Bild von Verkommenheit und Not. —

Aber wie das Militär im festen Gleichtritte mit straffer Haltung vorüberzieht, leuchtet es in den alten, tief in ihren Höhlen liegenden, entzündeten Augen auf: ein Blitzstrahl der Erinnerung.

Sie sieht sich wieder, wie sie vor vielen, vielen Jahren zuerst vom Lande herein in die Stadt als Magd gekommen.

Ihr erster Schatz war Gefreiter gewesen.

Wie stolz war sie an den freien Sonntagen mit ihm ausgegangen, wie gefiel ihr die schmucke bunte Uniform.

Er hatte ihr versprochen, sie zu heiraten, und sie zögerte nicht, ihm zu glauben und alles für ihn zu thun.

Als endlich die drei Jahre vorüber waren, ging er in sein Heimatsdorf, nur auf kurze Zeit, wie sie meinte.

Sie wartete, daß er wiederkommen werde, wie er versprochen. Sie schrieb Briefe auf Briefe. Aber er kam nicht, und antwortete nicht einmal. —

Drei Jahre später heiratete sie einen kleinen Handwerker, einen Tapezierer, der für ihre Herrschaft gearbeitet, und den sie so kennen gelernt hatte.

Den ersten hatte sie allmählich vergessen. Sie hatte sich zu trösten gesucht.

Bald aber wünschte sie sich in ihre alte Stellung zurück, denn sie hatten um das tägliche Brot oft bitter zu ringen.

Ein Mädchen und zwei Buben kamen, und die verlangten was. Aber sie wuchsen auf, stark und rüstig.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, zogen sie beide mit ins Feld.

Sie war stolz auf die beiden und dachte nicht an die Gefahren, die ihrer warteten. —

Sie standen beide in einer Kompagnie, und beide fielen sie an einem Tage. — —

Der Krieg war beendet. Die Sieger kehrten heim. Ihre Buben waren nicht dabei. Sie schliefen in fremder Erde.

Ihr Mann begann zu kränkeln. Das Geschäft ging schlecht, und Not und Elend mehrten sich täglich. —

Eines Tages wurde sie der letzten Stütze beraubt. Ihre Tochter ging aus dem Hause und kehrte nicht wieder. Sie hatte eine Liebschaft mit einem Offizier angefangen, und war auf und davon.

Sie hörten später einmal wieder von ihr, aber sie machten keinen Versuch, ihr nachzuforschen. Es war ihr gleichgiltig.

Wäre sie zurück gekommen, sie hätten sie höchstens wieder aus dem Hause gejagt. —

Dann eines Tages starb ihr Mann, und nun stand sie ganz allein in der Welt.

Eine zeitlang hielt sie sich kümmerlich hin, dann mußte sie ihre Wohnung verlassen. Sie wurde daraus vertrieben.

Sie war alt und ungeschickt geworden, zu nichts mehr zu gebrauchen, außer um die Straßen zu kehren.

So verdiente sie sich nun mit dem Besen ihr Brot.

Die letzte Kompagnie ist an ihr vorübermarschiert.

Am Eingange zur Hofgartenkaserne sind die Spielleute eingeschwenkt, und der Parademarsch ist abgenommen. —

Die Trommeln wirbeln zu der lärmenden Musik, wie ein grollendes Murren.

Ein Wagen kommt aus dem Thore der Residenz gejagt. Beinah hätte er das alte Weib überfahren,

das noch immer, an den Besenstiel gelehnt, im hellen Sonnenschein ihre Vergangenheit durchträumt. —

Die Musik ist verstummt.

Dort um die Mauerecke verschwindet die glitzernde Schlange.

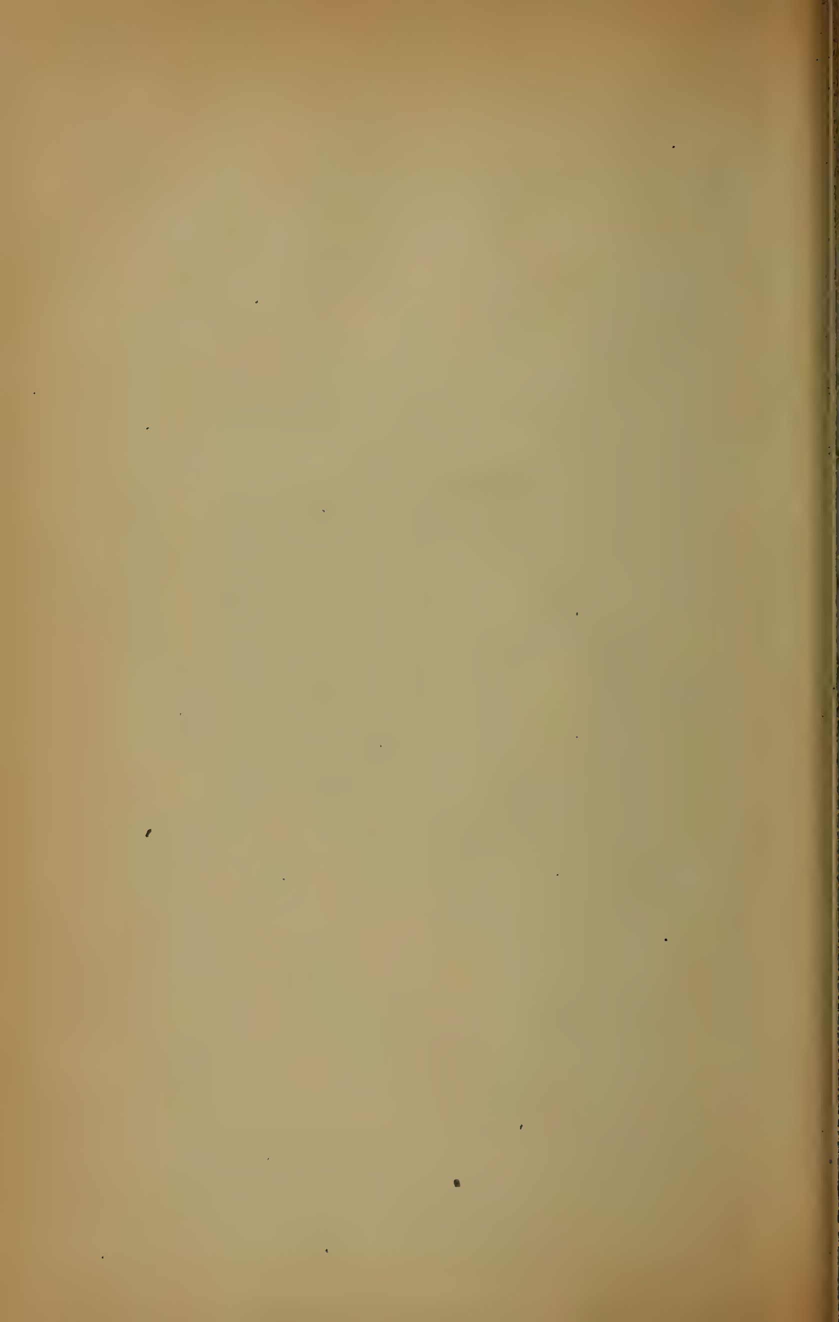
Die zusammengelaufenen Menschen strömen wieder auseinander. —

Die Alte aber ballt plötzlich wild die Faust und sendet dem letzten Manne, der um die Ecke biegt, einen unverständlichen Fluch nach. Sie weiß selbst nicht weshalb.

Dann greift sie wieder zum Besen und fegt eifrig rechts und links. in sinnloser Wut, daß der graue Staub hochaufwirbelt; unermüdlich kehrt sie im glühenden Sonnenbrande weiter, bis sie selbst einmal vom Besen des Todes auf den großen Kehrichthaufen gefegt wird. —



Anfang und Ende





Ich hatte das Zimmer genommen, wie es mir fast immer ging, nicht weil es mir sonderlich gefiel, nicht daß es etwa nett behaglich eingerichtet oder günstig gelegen war, sondern nach einem mit suchen vertrödeltem Tage, einer öden Nacht in einem kleinen Hotel, wo ich nicht einschlafen konnte — und müde vom Treppensteigen machte ich es wie noch in jedem Semester: schließlich nahm ich ein Zimmer, nur um überhaupt erst einmal eine Wohnung zu haben, mit der festen Absicht am nächsten fünfzehnten zu kündigen und dann mit Muße zu suchen. Aber nie wurde was daraus. Wenn erst einmal die Sachen ausgepackt waren, graute mir vor dem umziehen, und ich blieb, zumal ich mich meist bald eingewöhnt und mit den mancherlei Uebelständen abgefunden hatte, die jedesmal mit solch einem Zufallszimmer verknüpft waren.

An dem Zimmer war kaum etwas auszusetzen, nur die Wirtin, die ich diesmal hatte, schien hoch in andern Umständen zu sein; aber da sie überaus freundlich war, und auch sonst einen netten Eindruck machte, stieß ich mich nicht weiter daran. Wie durfte ich auch, wollte ich das Semester doch stramm am gynäkologischen Institute arbeiten.

Besondere Bedürfnisse hatte ich nicht, mein bischen Abendbrot besorgte ich mir meist selbst, sodaß ich der Hausfrau, die kein Mädchen hielt, nicht weiter lästig fiel. Der Mann war an einem Theater, ich glaube als Logenschließer angestellt, aber von dem sah ich nie etwas.

Meine Kleine vom Semester zuvor hatte was besseres gefunden, zweimal kam sie zwar noch mich besuchen, dann hielt sie es für gewinnbringender, sich ganz ihrer neuen Liebe zu widmen, und ich war nicht weiter böse darüber. Ich war's zufrieden allein zu sein.

Aber lange dauerte es nicht, da hatte ich wieder ein nettes Mädel kennen gelernt, und wenn die Sache auch vorläufig noch langweilig ehrbar zuging, so ließ sich doch für die Zukunft hoffen, und ich kam mir vor allem am

langen Sonntag Nachmittag nicht mehr so grenzenlos verlassen vor.

Die Kleine, Hedwig hieß sie, war von solch scheuer Zurückhaltung, daß ich oft im Begriff stand, sie einfach wieder laufen zu lassen; aber immer that es mir leid, da sie klug und verständig war und es sich gut mit ihr plaudern ließ.

Um nichts in der Welt war sie zu bewegen, mich einmal zu besuchen, nicht einmal am Sonntag Nachmittag wollte sie mich abholen zum spazieren gehen, trotzdem ich ihr feierlich versicherte, daß doch Frau Grunow da sei, — aber sie schien dem Frieden nicht recht zu trauen.

Auf die Dauer, vor allem jetzt im Winter war das langweilig und keineswegs angenehm, dies wartende Umherstehen auf der Straße im Schnee und in der Kälte; und dann am Abend in irgend einem öden Lokale sitzen, wo alle Welt einem zusieht und zuhört, wenn man mit einem netten jungen Mädchen sich sein Eckchen sucht. Da ist man schließlich wie auf den Mund geschlagen, weil man sich kaum laut was sagen kann, und man wird sich immer fremder.

Und als jeder von uns ein paarmal bei schmutzigem Wetter auf den andern hatte warten müssen, kam ihr langsam der Mut; eines Sonntags holte sie mich ab.

So war der Bann denn gebrochen; sie sah ein, daß sie sich das viel schlimmer gedacht hatte, und endlich versprach sie auch einmal zum Abendbrot zu mir zu kommen.

Frau Grunow wurde instruiert, für zwei, Teller, Messer und Gabel zu legen und das notwendige Brot und Bier zu besorgen.

— Is jut, Herr Doktor, sagte sie, das soll jeschehn. Es is ja allens da; denn mit das Treppen steigen ist das jetzt man so 'ne Sache. Das jeht immer schwerer. Es is doch nu bald so weit.

Sie setzte sich matt hin auf den nächsten Stuhl.

— Die Beine halten einen schon nich mehr, un doch bin ich so froh. Ach, das können Sie sich ja nich denken. Acht Jahre sind es doch nu schon, un mein Karl meinte schon, ob wir nich lieber ne Kleine for eigen annehmen wollten, er hat Kinder ja so schrecklich jern, und nu die Freude, achchott!

Sie wischte sich vor eigner Rührung die Augen.

— Was soll es denn werden, Frau Grunow, ein Junge oder ein Mädchen?

— Das ist jleich, wenn es man jesund is. Mein Karl will ja partuh en Jungen haben. Ich möchte lieber, es wäre en Mädchen. Jungens sind so wild, und en Mädchen paßt besser für mich. — Also für zwei decken? schön. — Wohl das hübsche kleine Fräulein, das mal Sonntags da war? — Is jut. Wenn Sie auch Thee wollen, ich mache Ihnen, bei die Kälte is das besser als Bier. Also denn bringe ich Ihnen en Töpfchen. —

Nun war noch immer die Frage, ob bei Hedwig der Mut auch bis zuletzt anhalten würde.

Ich überlegte, ob ich nicht lieber unten auf sie wartete; aber dann konnte es viel eher sein, daß sie nicht mitkam, sondern wo anders hin wollte, als wenn sie einfach sich selbst überlassen blieb.

Es hieß also geduldig abwarten.

Die Geduld wurde belohnt; sie kam. Ueber eine Viertelstunde war sie unentschlossen vorm Hause auf- und abgegangen, dann, als sie sich von einem Herrn beobachtet sah, der sie ansprechen wollte, war sie aus Furcht rasch in das Haus geschlüpft.

Ein bischen unruhig waren wir alle beide, aber als dann Frau Grunow mit freundlichem: Guten Abend! den Thee brachte, setzten wir uns beruhigter an den Tisch und schließlich schmeckte es uns beiden ausgezeichnet.

In dem mollig warmen Zimmer fühlte sich Hedwig bald heimisch, und es wurde sehr gemütlich, sodaß sie sogar den ersten Versuch wagte, eine Cigarette zu rauchen.

Der Mond schien hell in die Fenster, die auf einen großen Park gingen, wo leere schwarze Baumwipfel sich im Nachtwinde leise regten. Wir saßen am Fenster und sahen in die sternklare Winternacht hinaus.

Sie hatte sich angeschmiegt, den Arm um meinen Hals, während ihre Hand meinen Kopf streichelte.

Ich fühlte, wie sie weich wurde, wie ihre Lippen unter meinem Kusse brannten, wie sie sich fester anschmiegte — und es hieß jetzt nur, diese hingebende Stimmung nicht stören. Und während ich sie liebkoste, dachte ich immer nur, wie ich es wohl anfing, daß wir vom Fenster fortkamen, ohne daß ich sie losließ, — wie ich vor allem, ohne daß sie mir wehrte, die Thür schließen konnte.

Wenn sie das merkte, riß ich sie aus der Stimmung, das hatte ich bei einer anderen früher mal erfahren; dann konnte es sein, daß sie sich mir erschreckt entwand, die jetzt schwer atmend mir im Arm lag.

Ich wartete, daß sie eine Bewegung machte, um aufstehen zu können — und immer wieder maß ich die Entfernung bis zur Thür.

Eine schwüle, zitternde Liebesstimmung hielt uns im Bann, die kleinste Unbedachtsamkeit konnte sie aus dem Traum aufschrecken, konnte ihr die Folgen des Vergessens vor Augen führen und das Begehren töten, das sie jetzt in meine Arme warf. —

In diese mit einander kämpfenden Stimmungen, in die Lautlosigkeit des mondhellen Gemaches, durch das nur unser unruhiges, schweres Atmen tönte, in die sinnliche Schwüle dieser drohenden Stille drang plötzlich ein fremder, dumpf stöhnender Klagelaut, ein langer, zitternder Ton, wie von einem Sterbenden, — das Aufstöhnen eines zu Tode wunden Tieres . . . ein wilder tierischer Laut, der einen Augenblick absetzte und dann aufs neue anhub und kein Ende zu finden schien, — ein Ton, der uns durch und durch ging, daß einem das Herz vor Angst bebte.

Wir hielten erschreckt den Atem an und lauschten, noch eng aneinander, aber mit fragenden Augen uns entsetzt anstarrend, — dann ertönte der Wehlaut aufs neue, eine jammernde Klage, aber erstickt röchelnd, als wenn jemandem der Mund zugehalten würde.

Einen Augenblick hatten wir uns losgelassen, und der eben noch brennende Wunsch brach und starb, voller Angst klammerte sie sich an mich und fiebernd fragte sie:

— Um Gotteswillen, was ist das? . . .

Es klang wie das heulende Jammern eines verlassenen, auf einem einsamen Gehöft angeketteten Hundes, der vor Hunger stirbt, dumpf wie aus weiter Ferne; und doch schien es ganz nah zu sein, von allen Seiten drang es auf uns ein, von allen Wänden, und wir wußten nicht, woher es wirklich kam

Jetzt klang es heller und menschlicher, und nun wußte ich, wer dieses Schmerzensstöhnen ausstieß.

Angstvoll sah mich Hedwig an, dann begriff auch sie, und fragte hastig:

— Die Frau nebenan? —

Ich nickte nur, und schweigend hörten wir wieder die Frau in ihren Schmerzen stöhnen.

— Laß mich fort, bat Hedwig zitternd, das kann ich nicht mit anhören. Das ist ja schrecklich. Ach Gott, die arme Frau, — ich will fort.

Ich suchte sie zu beruhigen, aber mir selbst war es unheimlich. Ich hatte schon oft bei einer in Wehen liegenden Frau gestanden, aber es war etwas anderes, direkt dabei stehen, oder nun diese schauerlichen Klagetöne durch die Wand zu hören, erstickte Töne, die immer angstvoller wurden.

Hedwig hatte schon Mantel und Hut genommen, aber ich hielt sie, erst mußte ich nach der armen Frau sehen, die konnten wir unmöglich so lassen.

Ich klopfte, aber erhielt keine Antwort. Das Wimmern hörte nicht auf. So machte ich denn die Thür auf, aber in dem Zimmer war es stockfinster. Beim aufflammen eines Streichholzes sah ich, daß sie das Bett hier in die Stube herüber gebracht hatten, und noch angekleidet lag die Frau auf den Kissen, zusammengekrümmt, die Beine hochgezogen, während der Kopf kraftlos herabhing.

— Hol rasch die Lampe, rief ich. —

Aber dem Kinde zitterten die Hände, daß ich sie selbst holen mußte.

Dann aber mußte sie helfen, der Besinnungslosen die Kleider zu lockern, was erst nach vielen Mühen gelang.

Sie atmete leichter und die Schmerzen schienen nachzulassen, aber sie war noch nicht bei Besinnung. Und jetzt fing das Stöhnen von neuem an.

Anfangs hielt ich es nur für einen vorübergehenden Wehenanfall, aber nun schien es mir, als sei es schon so weit.

Ich wollte sehen, ob nicht in der Nähe eine Hebamme wohnte, nachdem ich Frau Grunow vergeblich auszufragen versucht hatte, oder einen Kollegen zur Hilfe holen, aber Hedwig flehte, ich solle sie nicht allein bei der wimmernden Frau lassen.

Sie wollte selbst suchen gehen.

Und so blieb ich denn allein. Die Frau lag jetzt still, nur der Atem ging schwer röchelnd, ich sah mich im Zimmer um: was ich etwa brauchte, war da; das war wenigstens ein Trost. Wenn Hedwig nur Hilfe brachte.

Ich horchte auf dem Flur, die Treppe hinab, aber sie kam noch immer nicht zurück; eine Viertelstunde verstrich, — noch immer nichts.

Die Frau war zum Bewußtsein gekommen und

hatte zu trinken verlangt, aber auf meine Fragen gab sie nur ein undeutliches Gemurmel zur Antwort, schloß die Augen wieder und blieb wie tot liegen.

Endlich kam Hedwig zurück, aber allein. Sie hatte niemand zu Hause getroffen, und dann nichts mehr gefunden, und weil sie sich plötzlich gefürchtet hatte, allein auf der Straße, war sie nun erfolglos zurückgekommen.

Ich sah nach der Uhr: wenn es gut ging, kam der Mann in einer halben Stunde nach Haus. Auch Hedwig wollte noch bleiben, denn allein traute sie sich nicht mehr auf die Straße.

Aber diese halbe Stunde sollte verhängnisvoll werden, es war eine unerträgliche Qual, vor allem für die arme Hedwig, die zitternd, mit Schweiß auf der Stirn und totenblaß mir doch mutig beistand.

Aus der schwülen Liebesstimmung, in der wir uns befunden hatten, waren wir jäh herausgerissen und brutal vor die Konsequenzen gestellt, an die in jenem Augenblicke keiner von uns gedacht hatte, — das unschuldige Kind wurde an das Bett einer Mutter werdenden Frau gezerrt. —

Die arme Frau hatte schwer zu leiden, ihr Jammern und Stöhnen überstieg alles, was ich je erlebt; jeden Augenblick dachte ich, sie würde uns unter den Händen sterben, während sie doch ein neues Wesen zum Leben bringen sollte.

Es kam denn auch zur Welt, ein kleines Mädchen, das der armen Mutter Schmerzen genug bereitet hatte, — die halbe Stunde vorher möchte ich nicht noch einmal durchmachen. Hedwig nahm alle ihre Kraft zusammen, ein paarmal mußten wir der delirierenden Frau Arme und Beine halten, und konnten ihr in ihrem Jammer nur wenig helfen.

Nun war das Kind da, und kaum daß es sein erstes klägliches Weinen anfing, während die Mutter erschlafft und still dalag, da ging die Korridorthür und der Mann kam nach Hause, maßlos erschreckt. Zehn Minuten später hatte er auch die Hebamme geholt, die im selben Hause wohnte.

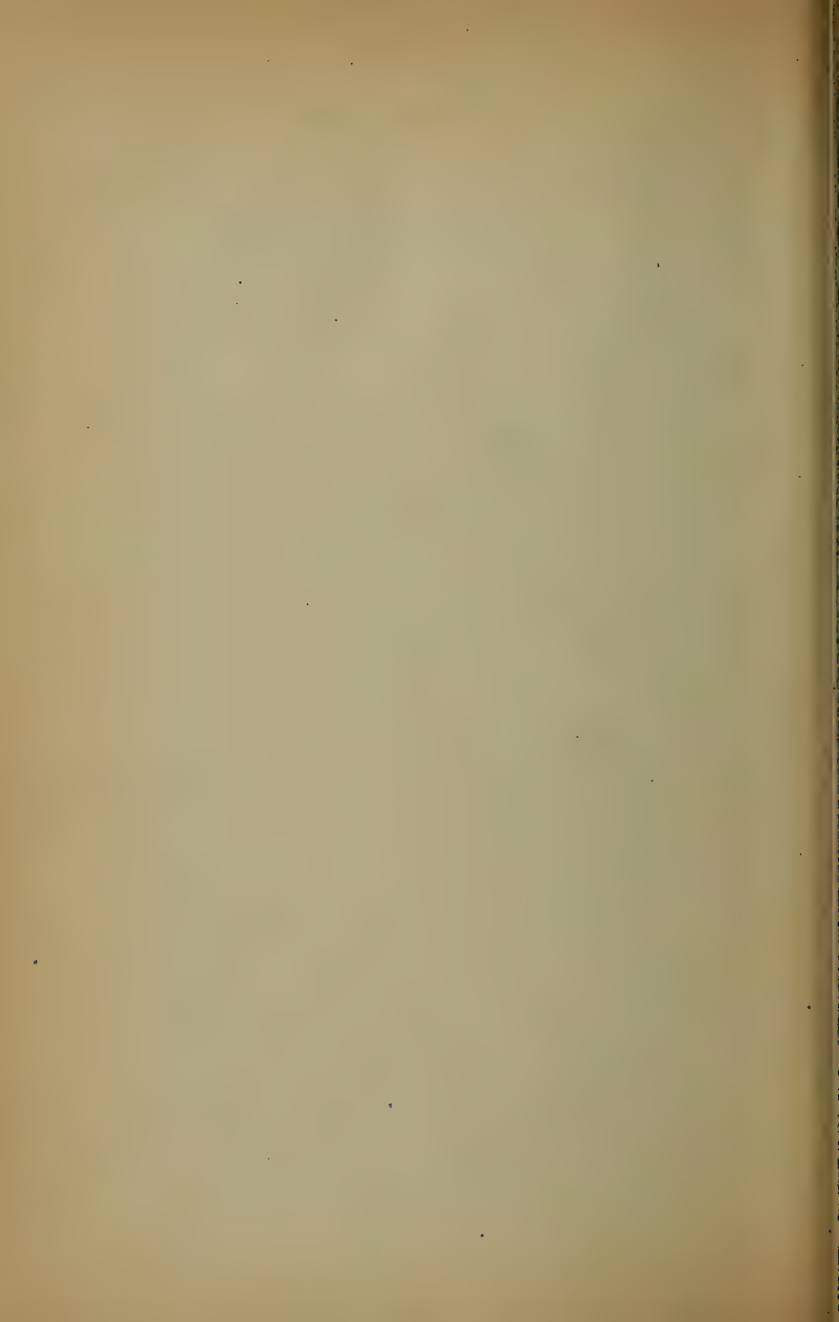
Und während die sich nun um das Neugeborene kümmerte, hatte ich mit Hedwig zu thun, bei der die mit aller Willenskraft unterdrückte Uebelkeit nun zum Ausbruch kam, ein schüttelnder Ekel, der jetzt verzweiflungsvoll ausbrach.

Ich hatte meine Not, das arme fiebernde Mädchen, das mir vorher, die Zähne zusammengebissen, um nicht umzusinken, so mutig zur Seite gestanden hatte, nach Haus zu bringen; und auf dem Heimwege erzählte sie, wie sie während der ganzen Zeit eine alte Erinnerung nicht los geworden war: wie sie einmal im Gebirge gesehen hatte, als ein Holzknecht, der ein paar Riesenfichten zu Thal fuhr, an einer scharfen Senkung des Waldweges, während er hinten unter dem Wagen hing, um mit den Füßen die hinteren Räder zu lenken, von den mächtigen Stämmen zerquetscht wurde, da die Kette gerissen war, und nun der Baum ihm quer über den Leib fiel; es hatte über eine Stunde gedauert, bis sie Hebel herbeigeschafft, um den Halbtoten nutzlos zu befreien, der immer schrie: man solle ihn doch totschlagen, er halte es nicht aus. Der hatte genau so gestöhnt und jämmerlich geschrieen, so grausig, — und seine Schmerzen konnten nicht schlimmer gewesen sein, als die der armen Frau. —

Natürlich kam die kleine Hedwig, die ein paar Tage infolge der Aufregung im Fieber lag, nie wieder zu mir; zwischen uns war's aus nach diesem Abend, der sich ihr unauslöschlich eingeprägt hatte, daß sie sich fürchtete

und immer scheuer wurde, in Angst vor der Liebe, — der Liebe, von der sie nur aus sentimentalen Gedichten oder den Erzählungen leichtsinniger Freundinnen wußte, und deren Folgen sie so schauerlich mit erlebt hatte, ohne sie selbst noch zu kennen; und es sollte mich garnicht wunder nehmen, wenn sie nach dieser grausamen Erfahrung brav als alte Jungfer sterben würde. —

Surrogat





Das Wasser plätscherte, in den elektrischen Lichtstrahlen silbern aufleuchtend von dem großen Wasserbecken der Restaurantterrasse rauschend in den See, auf dem unter der weichen Augustnacht zahllose Boote schwammen.

Eine warme Nacht, die sich einem an den Körper schmiegte mit schmeichelnden Düften; und eine fast sentimentale Stimmung hing in dem Dunkel, trotzdem ein schwarzer Strom von Menschen sich um den See auf den umbuschten Wegen drängte, und alle Tische des Restaurants überfüllt waren.

In den engen Gängen stauten sich die Leute, ein Gewirr lustiger Stimmen schwamm durch die Nacht, das klappern der Messer und Gabeln, das klingen der Gläser, und über den weißgedeckten Tischen schwankten die

bunten großen Sommerhüte der Damen, kräuselte sich der feine graue Rauch der Cigarren, ein summen wie in einem beunruhigten Bienenschwarm, bis die mit einem lustigen Marsch einsetzende Musik all das Gewirr übertönte und erstickte.

Dicht an der Balustrade saßen drei Herren mit einer Dame, im Schatten einer großen Palme.

Zwei von ihnen waren in ein eifriges Gespräch vertieft, daß sie ganz vergaßen, wo sie sich befanden.

Die Dame, eine zierliche, überschlanke Frau sah verträumt auf den See, der sich zu ihren Füßen breitete.

Der junge Mann im Strohhute, neben ihr, spielte mit seinem Stocke. Das Gespräch der beiden Herren interessierte ihn nicht; und die Musik schallte so laut und das fallende Wasser rauschte beständig, daß man keine leise Unterhaltung führen konnte.

Jetzt schwieg die Musik, und die junge Frau rückte ihren Stuhl etwas, damit die andern nicht hörten, und leise, mit ihrer weichen, sympathischen Stimme sagte sie:

— Gerhart, bin ich Ihre Freundin, und darf ich einmal über eine peinliche Sache mit Ihnen ein offenes Wort reden?

— Aber Frau Anna . . .

— Nachher sind Sie mir doch böse, aber ich kann nicht anders, und Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, es brennt mir seit Monaten auf der Seele. Gestern habe ich Sie wieder mit ihr gesehen. Sie haben mich ja auch gesehen, ich weiß es, wenn Sie auch ostentativ weggeblickt haben.

Er sah an ihr vorüber, nur eine feine verlegene Röte stieg in seinen Wangen auf.

— Ich weiß, Sie thaten es, weil Sie mit dem hübschen Mädchen am Arm gingen. Aber das war nicht nötig — oder doch, in diesem Falle vielleicht — denn deshalb bin ich Ihnen im stillen schon oft böse gewesen. — Glauben Sie doch nicht, daß man nicht alles genau über Sie und über die Claire weiß, sehen Sie alles: Versteck spielen hat gar keinen Wert. Ich habe es Ihnen schon oft sagen wollen — aber bei mir im Salon habe ich noch nie den rechten Mut gefunden, — ich . . ich habe mich ein wenig geschämt — aber wirklich: es ist nicht Aufdringlichkeit, ich will mich nicht in Ihre Angelegenheiten mischen, wie käme ich dazu, es geht mich nichts an — nur als gute Freundin,

— nicht wahr, das bin ich doch, möchte ich auf eine einzige Frage eine Antwort haben. Darf ich? —

Er sah nur vor sich hin, auf den See, ohne sie zu unterbrechen.

— Vielleicht gehen wir dann nicht mehr so voller Scheu um die Geschichte herum. Manchmal habe ich mir gedacht: es müsse Ihnen Bedürfnis sein, sich mit jemand auszusprechen, der Sie gern hat und dem Sie volles Vertrauen schenken können. Denn Sie leiden darunter, das weiß ich, und Sie zerstören sich womöglich Ihr Leben. Wenn das Mädchen was taugte, wenn sie nett zu Ihnen wäre, nie würde ich mir erlauben, auch nur ein Wort zu verlieren. Aber ich weiß, daß das nicht der Fall ist. Diese Claire taugt ja nichts, sie liebt Sie nicht, sie spielt mit Ihnen; sinnlos verthun Sie ihr Geld mit ihr, und sie dankt es ihnen nicht einmal. Sie selber machen ja Ihren Freunden gegenüber kein Hehl daraus, Sie wissen es: daß sie Sie hintergeht. Sie fühlen selbst, wie thöricht es ist, wenn ein Mann wie Sie auch nur einen guten Gedanken an solch ein Wesen verschwendet, und trotzdem . . . .

Er blickte immerfort zu Boden und zuckte nur mit den Schultern, resigniert abwehrend.

— Gert, Sie sind doch ein vernünftiger Mensch, Sie sind so herzensgut, eben zu gut, — es giebt doch so viele nette Geschöpfe. Du lieber Gott, daß ein junger Mann wie Sie sein Verhältnis hat, kein vernünftiger Mensch verargt ihm das, aber weshalb dieses Mädchen, das sich nur mit Ihnen zankt, das Sie quält und sich dabei über Sie lustig macht. Muß es denn gerade die sein, Gert, was hält Sie nur? — Haben Sie vielleicht irgend eine Schuld gegen . . .

Er sah sie jetzt fest an, und schüttelte den Kopf ganz energisch.

— Also nicht einmal das. Ich dachte, es gäbe eine Entschuldigung. Also nur, weil Sie in das bischen äußere Schönheit vernarrt sind, weil — — aber Gert, fühlen Sie denn nicht, wie häßlich das ist? wie sehr Ihrer unwürdig? — die ganze Zeit, seit ich Sie kenne, schleppen Sie das mit sich herum. Machen Sie sich frei, Gert! . . .

— Ich kann nicht, — ich will auch nicht! —

— Aber weshalb nicht? —

— Das kann ich Ihnen, grade Ihnen nicht sagen.

— Das verstehe ich nicht, ich verstehe überhaupt

nicht, was für ein Zauber Sie gefangen hält, daß Sie von einer Frau, die Sie selbst nicht achten können, sich nicht frei machen.

Er lächelte schmerzlich und sagte:

— Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen könnte, wahrscheinlich würden Sie mir für immer böse sein.

— Aber wie sollte ich Ihnen böse sein, ich bitte Sie.

— Sie würden es sein, Sie müßten auch. . . .

— Gert, haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir? —

Er sah ihr in die Augen, die voll sorgender Zärtlichkeit ihn fragten.

— Sie wollen es durchaus? Sie bestehen darauf?

— Ja, Gert, ich will . . .

Er drehte mit dem Finger den Griff seines Stockes immer im Kreise. —

— Sie werden, wenn ich es Ihnen sage, vielleicht nie mehr an mich denken . . . aber Sie sollen wenigstens nicht falsch von mir denken, Frau Anna. — Alles was Sie mir eben vorgehalten, habe ich mir selbst schon hundert mal gesagt, aber es hilft nicht. So schlecht sie sein mag, — ich habe ihre Augen gern, und die

Stimme, wenn sie gut zu mir ist — am meisten aber ihre Gestalt, diese zarten schlanken Glieder, nicht um ihrer selbst willen, nein — nur weil diese Augen, die Stirn, ihre Gestalt in mir eine Erinnerung wecken — weil mir das alles eine Illusion gegeben hat und noch giebt, immer wieder, weil mich das alles erinnert — sehen Sie, erinnert an eine Frau — — die . . . Ja, Frau Anna, ich bin wie in einem Bann, weil — weil das alles Ihnen so ähnlich ist — nur weil sie doch Ihnen Frau Anna, so ähnlich sieht . . . .

Das Schmettern der Fanfarenmusik riß ihm das leise Wort vom Munde, das unterging in der rauschenden Tonflut, die durch die Nacht wogte.

Auch die beiden Herren schwiegen jetzt und lauschten den Fanfaren.

Gert drehte noch immer seinen Stock gleichmütig, er blieb ruhig sitzen, obgleich er seinen Hut hatte nehmen wollen und fortgehen, aber eine Bewegung, als wolle sie nach seinem Arm greifen, hielt ihn.

Er blickte auf, und er sah in ihre Augen, die garnicht beleidigt blickten; mit einem Ausdruck unendlicher Verzeihung ruhten sie auf ihm.

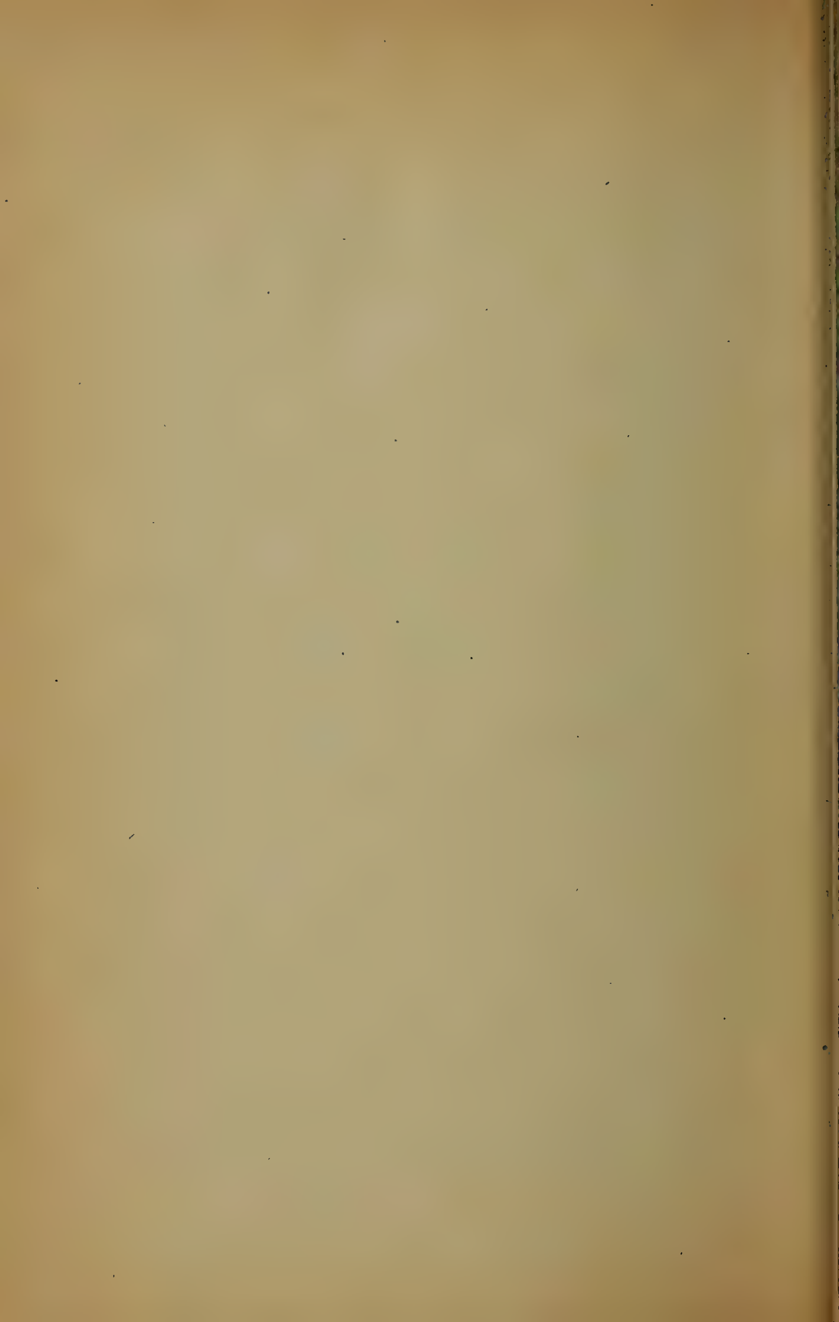
Anfangs hatte es sie erschreckt, in jäher Empörung traf es sie wie eine Beleidigung, aber dann plötzlich begriff sie, denn es quoll ganz heiß in ihr auf, wie ausbrechendes Fieber, als habe dieses eine Wort alle Thore ihrer eingekerkerten Empfindung geöffnet, — und mitten in dem Gewühl der Menschen, unter den plätschernden Wassern und dem Brausen der Fanfarenmusik klang es in ihr jubelnd wie Sieg, den sie davontragen würde. —

Ihre Augen sprachen miteinander, einen flüchtigen Blick nur warf er auf die beiden Herren, die ahnungslos neben ihnen saßen und ihre Cigarren rauchten, dann senkte er langsam die Augen, während sie, die mutigere, ihn nicht mehr ließ.

Mit großen Augen, in denen der Traum der Zukunft stand, saß sie da, — und aus dem Fanfarengeschmetter hörte sie nur immer das eine: weil sie Ihnen, Frau Anna, so ähnlich sieht . . .



Der Brief





Mit ihrem hellen Sonnenschirme strichelte sie in dem feinen Sande, der die Promenadenallee deckte, — schweigend zog sie die hellen Sonnenflecke nach, die in dem scharfzackigen Schatten der Platanenblätter flackerten.

Auf den weiten, kurzgeschorenen grünen Rasenflächen lag die klare Frühsonne, der Duft des langsam dörrenden Grases hing in der Luft, und vom anderen Ufer des Sees wehten die abgerissenen Töne des Geishawalzers herüber, die Morgenmusik, vor der Frau Gabriele sich mit Herrn von Wachler in diese stille Allee zurückgezogen hatte, wo nur ein paar Kinder ihre Reifen schlugen, und ein paar Bonnen mit ihren Zöglingen einherwandelten.

Hinter der Bank, auf dem sonnenhellen Rasen warf eine kleine sich selbstthätig bewegende Sprengmaschine

ihren feinen Sprühregen, daß der Nebelstaub manchmal bis zu ihnen herüberwehte.

Aber sie achtete nicht darauf, sie spielte nervös weiter im Sande, während er das Monocle eingeklemmt hatte und sie von der Seite betrachtete, weil sie ihm ganz verändert schien. Seit gestern früh, seit ihr Gatte, der langbefürchtete, endlich auf der Bildfläche erschienen war, hatte er noch kein vernünftiges Wort, was er so unter vernünftig verstand, mit ihr reden können.

Seit zwei Wochen waren sie hier in dem großen Modebade zusammen, zwar kannte er sie schon von der Garnison her, aber eigentlich hatte er sich früher nicht viel aus ihr gemacht, weil er kaum glaubte, daß er ihr gefallen könne, und er drängte sich nicht gern auf; außerdem war er stark besetzt gewesen.

Hier im Bade war das anders geworden. Unverkennbar suchte sie vom ersten Tage an, da sie sich zufällig begegneten, seine Gesellschaft — und nach drei Tagen waren sie schon der interessanteste Gesprächsstoff für alle Klatschmäuler.

Sie mußten auffallen: diese elegante Blondine, mit ihren rötlich schimmernden Haaren und den riesigen

Pariser Hüten, die alle Tage dreimal Toilette wechselte, und der große schlanke Herr, dem man den Kavallerieoffizier auf weiteste Entfernung ansah, mit dem feschen dunklen Schnurrbart und dem steten Monocle, das ihm ausgezeichnet stand. —

Ein Kinderfräulein, eine kleine plappernde Französin hatte sich mit zwei kleinen blonden Mädchen auf der Nebenbank niedergelassen.

Das störte Gabriele, sie stand auf, — und schweigend gingen sie die Allee hinunter, unter den breitschattenden Platanen hin, an dem See entlang, wo die Schwäne ihnen nachschwammen und eine einsame Dame, die man für eine Dichterin hielt, in einem kleinen weißgestrichenen Boote sich träumend ruderte.

Eine schmale Landzunge schob sich in den See und unter ein paar hochragenden Pappelweiden und einer breiten dunklen Blutbuche war eine einsame Bank, von wo aus man jede Annäherung schon früh bemerken konnte.

Vorgestern noch hatten sie hier gesessen, sehr trübe, denn am folgenden Tage sollte die Idylle zu zweien ihr Ende finden, da ihr Gatte endlich kam; — gestern nun war er gekommen. . .

Sie war noch immer still und sagte nichts, sah nur auf die weite Fläche des Sees, den ein ganz feiner, weicher Wind leicht kräuselte.

Dann holte sie ein kleines Päckchen, mit blauem Seidenband verschnürt, aus der Tasche und hielt es im Schoße.

Sie hob den schönen Kopf und sah ihn fest an mit ihren sicheren blauen Augen:

— Versprechen Sie mir, einen Wunsch zu erfüllen, einen einfachen Wunsch, zu dem ich gezwungen werde? —

— Wenn ich es kann, selbstredend!

— Sie können. — In diesem Päckchen hier sind Ihre Briefe; ich kann sie bei mir nicht aufbewahren, ich habe nichts, wo ich sie sicher verstecken könnte, und es steht zu viel darin, was für keines anderen Auge bestimmt ist. Ich gebe sie Ihnen, und Sie müssen mir versprechen, wenn ich es verlangen sollte, sie mir zurückzugeben. Versprechen Sie mir das?

— Aber gewiß! . .

Sie hielt das kleine Päcklein noch immer im Schoße.

Wenn sie sich auch bisher jeder Zeit sehen konnten, so hatte er ihr einmal mit ein paar Blumen

die ersten Worte geschrieben, um ihr zu zeigen, daß er an sie dachte.

Und von da an hatte sie ihn täglich gequält um einen Brief, mit der Leidenschaftlichkeit der Frauen, denen das gesprochene Wort nicht genügt, die auch in ihrer Einsamkeit einen Halt haben müssen, damit ihnen die Stimmung nicht zerflattert, — die den geschriebenen Worten fast zugänglicher sind als den persönlichsten Liebesschwüren.

Wenn sie zu Tisch gingen hatte er inzwischen ein paar Worte hingekritzelt, die sie nachher mitnahm, die sie in ihrer Tasche oder im Mieder während des Essens fühlte und an denen sie sich, wenn sie wieder allein war, berauschte.

Und am Abend, wenn sie zur Réunion oder zum Concert waren, nicht genug, daß sie noch unter den duftenden Bäumen im Halbdunkel spazierten, daß er ihr beim Tanze seine erwachende Leidenschaft zuflüsterte, — beim Gutenachtgruß wartete sie schon auf das Zettelchen, das er ihr versteckt in die Hand gleiten ließ, und das sie vor'm Schlafengehen beim matten Schein des Nachtlämpchens wohl fünf sechs mal las, ehe sie mit den angenehm

weichen Gefühlen, die diese zärtlichen Worte in ihr weckten, süß hinträumte.

Er verstand es, nett zu schreiben, er wußte das, und bildete sich ein wenig darauf ein.

Die ganze Sentimentalität seiner Jugend, die in dem harten Dienste systematisch unterdrückt wurde, gab er mit der Feder in diesen zarten Briefen aus, denen nur die Form fehlte, daß es Gedichte waren.

Mehr als eine Frau hatte er sich damit errungen, sodaß er dies Talent allmählich zu einer wahren Kunst ausgebildet hatte. —

Sie spielte noch immer mit dem Packete.

— Nur ein Brief fehlt, sagte sie jetzt, den Kopf hebend.

Und plötzlich fing sie an zu schluchzen, wortlos, wie ein Kind weint, voller Angst, — sodaß er sie garnicht begriff, und beinah erschreckt fragte, indem er nach ihrem Arme faßte:

— Der Brief ist gefunden?

Sie schüttelte den Kopf, ganz traurig.

— Aber Sie haben ihn verloren, nicht? —

— Nein, auch nicht.

Was also war denn?—

Sie fuhr sich mit dem kleinen Chypreduftenden Seidentuche über die Augen, die voll Thränen standen, und atmete tief auf.

Ein Schwan war vor ihnen auf den Rasen gekommen und stand mit seinen großen schwarzen Füßen im Grase, das schneeige Gefieder schüttelnd, in Erwartung, daß sie ihm etwas zuwerfen würden.

— Was für ein Brief denn, Gabriele?—

Sie sah ihn scheu traurig an, und unterbrach ihr Schluchzen:

— Der von gestern Vormittag.

Den hatte er spät in der Nacht geschrieben, als er wußte, daß am anderen Tage ihr Mann kommen würde, ein vier Seiten langer leidenschaftlicher Brief, gleichsam eine Generalbeichte mit all den Befürchtungen, die er für die Zukunft hegte, voll der Angst, daß trotz allem was sie ihm davon erzählte, ihr Mann seine alten Rechte geltend machen würde, der Sorge daß sie sich nicht mehr wie bisher sehen konnten, und voll Versicherungen seiner Liebe, die bereit war, alles zu thun und zu leiden, wenn sie ihn nur lieb behielt.

Den Brief in der Tasche hatte sie ihren Mann abgeholt, hatte sie ihm gegenüber bei der Tafel gesessen; und als er ihr erklärte, daß er müde von der Fahrt sein gewohntes Schläfchen machen würde, hatte sie noch eine ganze Weile mit Wachler geplaudert, — dann wollte sie sich rasch umziehen und wiederkommen zu einer Partie Tennis.

Er hatte sich auf dem Tennisplatze herumgetrieben, und zum Zeitvertreib mit den Bällen gespielt, in selbstgefälliger Freude, daß sie ihren Mann schlafen ließ und wie früher zu ihm kam, — aber sie kam nicht. Eine halbe Stunde verging, dreiviertel — da kam sie endlich angehetzt, ganz aufgeregt, mit rotem Kopfe; und auf seine sorgenden Fragen, denn er dachte sich allerhand, wehrte sie ab — bewahre, es war nichts — wirklich nichts, sie hatte nur ein paar Briefe, die ihr Mann mitgebracht, zu beantworten gehabt, eilige und unangenehme Dinge, die keinen Aufschub duldeten, nichts weiter.

Damit hatte er sich beruhigen müssen. Er glaubte ihr auch.

Aber sie blieb sehr erregt, paßte gar nicht auf, verschlug alle Bälle, daß sie das Spiel aufgeben mußten;

fort wollte sie auch nicht, sondern saß und sah den andern zu — und den ganzen Nachmittag blieb sie sehr nervös, sie hatten kein Wort unter vier Augen sprechen könn'en, und einen Brief, den er ihr geschrieben, konnte er ihr am Abend auch nicht geben.

— Aber Gabriele, was ist denn nur mit dem Briefe? So sprechen Sie doch.

Sie ballte das kleine Seidentuch in der Faust zusammen und sagte, die Stirn ziehend, im Kampf mit sich selbst:

— Nun gut, so mögen Sie's denn wissen . . . Wozu soll ich Ihnen verheimlichen, was Sie ebensogut angeht, wie mich . . . ich ersticke sonst daran, ich muß es Ihnen sagen. . . . Als ich gestern auf mein Zimmer kam, war mein Mann da. In seines scheine die Sonne, behauptete er, und so habe er sich bei mir aufschließen lassen. Ich hatte mir schon nach seinem Benehmen bei Tisch sowas gedacht, ich wußte, weshalb. Nach fast drei Wochen gefiel ich ihm wieder. Dazu kannte ich sein Gesicht zu gut.

— Aber ich denke, Gabriele, Sie haben . . . Sie sagten doch . . .

Sie sah ihn an, und trotz der Thränen verzog sie die Mundwinkel überlegen spöttisch.

— Das haben Sie doch selbst nicht geglaubt, — was ich Ihnen darüber gesagt habe. Aber was sollte ich denn auf Ihre Fragen und vor allem Ihre Bitten anderes sagen? — nur daß Sie mir's wirklich geglaubt — und dann: ich habe auch nicht gelogen, es ist richtig, er kümmert sich manchmal wochenlang nicht um mich, bis ihn wieder mal die Herrenlaune anwandelt. Und das that sie.

— Aber auf Launen braucht eine Frau . . .

— Meinen Sie? — ich hab's früher auch geglaubt, habe mich dagegen gesträubt, schließlich habe ich es aufgegeben. Und möchten Sie mir sagen, welchen Grund ich grade jetzt haben sollte? — Ich konnte ja nicht einmal Migräne vorschützen; denn ich war nie wohler, und kam ahnungslos singend in's Zimmer. Ich wollte rasch mein Tenniskostüm anziehen, aber er kam mit ins Nebenzimmer, ehe ich die Thür schließen konnte und war nicht fortzubringen; — und ich hatte doch den Brief, Ihren Brief hier versteckt, und ich wußte nicht, wie ich ihn rasch verbergen konnte. Nirgends war der Brief sicher,

nicht in der Taille, nirgendwo, — ich war ganz fassungslos, und er ging mir nicht von der Seite, ich verlor alle Besinnung und um einen Moment der Freiheit zu haben, entwand ich mich ihm und schlüpfte aus dem Zimmer, unter einem dummen Vorwande, dem einzigen der mir einfiel, nur, um einen Augenblick Freiheit zu haben, um den Brief verstecken zu können.

— Und dann sind Sie zurückgegangen? — Aber Gabriele, wie konnten Sie nur, wo . . .

Sie zog die Stirn kraus und sah ihn mit ruhig abwehrendem Blicke an.

— Sie glauben wohl, damit er gleich Verdacht schöpfte: Nein, da half doch nichts; zurück mußte ich, — daran dachte ich auch gar nicht, ich dachte nur an den Brief. Wäre irgend ein Mädchen auf dem Korridor gewesen, ich hätte der vielleicht den Brief gegeben, aber kein Mensch; auf dem ganzen Korridor kein Versteck, nur ein einziger Ort und . . . dahin nun hatte ich mich vorläufig geflüchtet. Allein nun: wo sollte ich den Brief lassen? An mir selbst konnte ich ihn nicht verstecken, nicht im Mieder, nicht im Strumpf, nirgend, nirgendwo — es gab ja für den nächsten Augenblick, wo ich

zurück mußte, keine sichere Stelle an mir. Und dort konnte ich ihn auch nicht lassen, ohne daß ihn nach mir gleich ein Fremder fand — nichts, nichts wo man auch nur den kleinsten Zettel verbergen konnte. Da stand ich nun und suchte und suchte, und sah keinen Ausweg, keinen als: den Brief vernichten — und den Brief, den ich nicht um alles in der Welt hergegeben, habe ich da zerreißen müssen und fortwerfen ..... Hätte ich doch ein Streichholz gehabt um ihn verbrennen zu können, aber nein, — und in meiner Verwirrung fand ich nur den einen Weg, diese schmähliche Vernichtung, das unedelste Ende, — und dazu mein Mann, den ich nicht länger warten lassen durfte, weil ich fürchtete, ihm würde sonst ein Argwohn über uns kommen — und erst als ich den Brief, heulend vor Wut und Schmerz, zerrissen und hineingeworfen hatte, als die lieben Worte im Dunkel verschwanden, kam mir die volle Abscheulichkeit zum Bewußtsein, — aber da war es zu spät — und nun war mir alles gleich.

Er sah sie an, und obgleich er wohl verstand und begriff, wie peinlich das einer Frau sein mußte, einen lieben Brief so den Weg zur Unterwelt zu schicken, ihm

kam diese Opfergeschichte mehr tragikomisch vor, und er hätte ihr gern mit einer leichten Bemerkung darüber weggeholfen, allein in ihm stieg ein anderes Gefühl auf, eine wilde Empörung: — wie? das war ihr gleich — ganz gleich — das sagte sie ihm mit kalter gleichgiltiger Ruhe, daß sie schon in der ersten Stunde, trotz allem was, sie ihm erzählt, was sie ihm heilig versichert, wieder die brave gehorsame Ehegattin ihres Mannes gewesen war.... Was ihm körperlichen Schmerz verursachte, behandelte sie als reine Bagatelle — und um seinen Brief, der ja sehr nett gewesen — um den es, wie er sich selbst zugestand, schade war — um diese allerdings häßliche, aber doch nicht gar so tragische Vernichtung eines beschriebenen Stückes Papier vergoß sie heiße Reuethränen.

Daß sie ihm eingestand, wie sie in erster Stunde schon wieder dem anderen gehört hatte, darum kümmerte sie sich nicht, dafür hatte sie kein Wort, nichts, — nicht ein Wort der Entschuldigung — das war, so schien es, das absolut selbstverständliche! — —

Und das nannte sie dann Liebe? —

Und wie er das Monocle fallen ließ und auf das

Packet seiner Briefe in ihrem Schoße sah, wie sie da saß und dem zerrissenen Papierfetzen nachweinte, stieg die Entfremdung kalt zwischen ihnen auf, eine peinlich unangenehme Empfindung; und er sagte sich, daß sie Recht hatte: ein garstiger Flecken blieb auf ihrer Liebe, der sich nicht so leicht tilgen ließ. —

Der Schwan zischte sie ärgerlich an, weil sie sich gar nicht um ihn kümmerten, fauchend blies er sein weißes Gefieder auf.

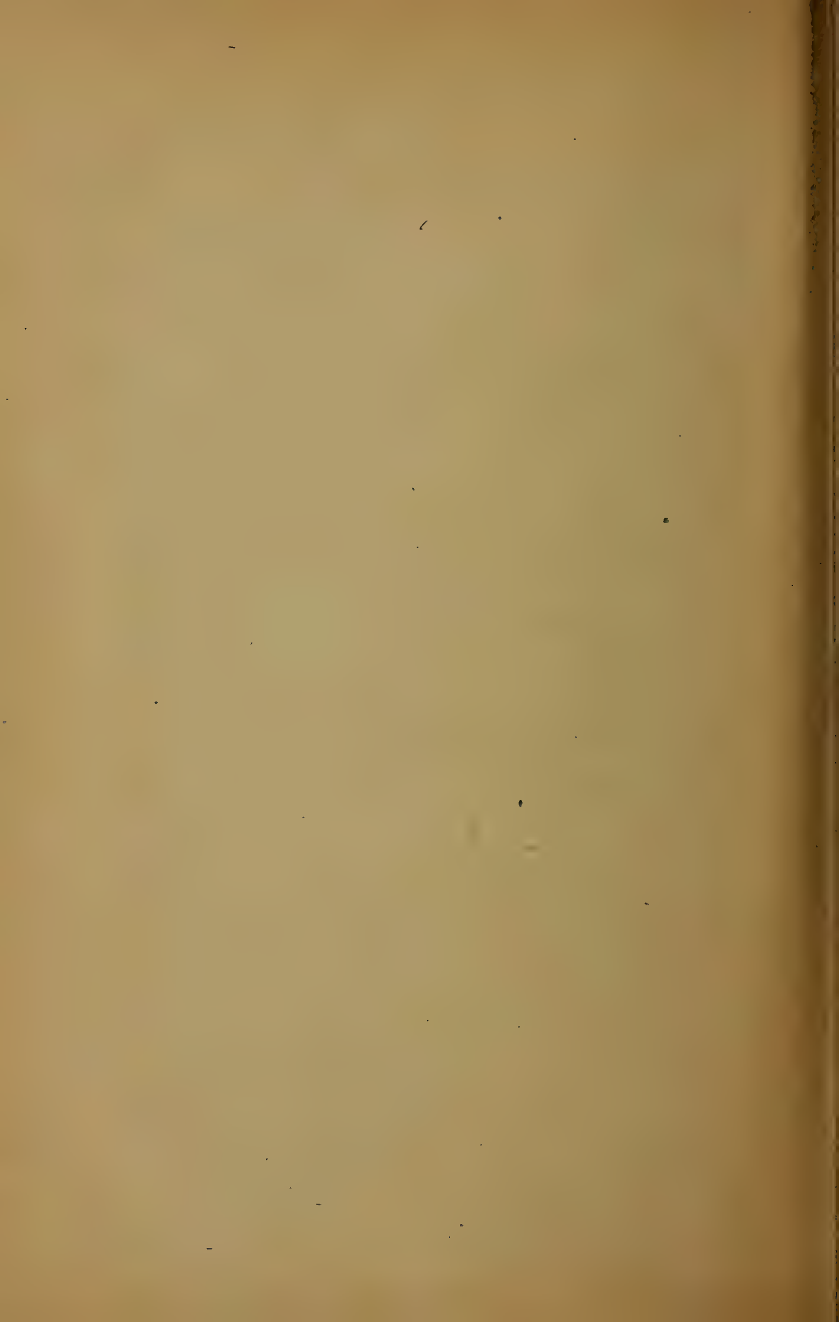
Der Wind raschelte unruhig in der großen Blutbuche, und nun stand sie langsam auf und gab ihm die Briefe.

— Also bewahren Sie mir die Briefe auf, und wenn ich sie einmal zurück verlangen sollte, versprechen Sie mir, daß Sie sie mir, wann und wo es auch sei, zurückgeben. Ich möchte nicht, daß sie das Schicksal des einen teilen müßten. —

Sie gab ihm das Packet - - und er stand da, hielt die Briefe in der Hand, und blickte ihr mit eingeklemmtem Monocle und dem Gefühl, daß er offenbar nicht das gescheiteste Gesicht seines Lebens machte, nach, wie sie in ihrem hellen Kleide mit dem leuchtend roten Sonnen-

schirm über den weißen knirschenden Kies des Weges rasch fortging, während er unschlüssig überlegte, ob er der Enteilenden nachgehen solle, — ob sie ihm wirklich die Briefe nur zur Sicherheit gab, oder, was er mehr fürchtete, ob es ein Symbol war, unter dem sie ihm nach der ekligen Geschichte, die ihr offenbar, wenn auch in anderer Art als wie ihm, die Stimmung verdorben hatte, den schlichten Abschied gab. —





Inhalt

	Seite
Abschied	3
Schönheit	41
Mutterglück	55
Töte mich!	69
Meta	85
Yap	99
Träumerei	117
Verkannt	129
Trommelklang	145
Anfang und Ende	155
Surrogat	171
Der Brief	181

Altenburg S.-A.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.





